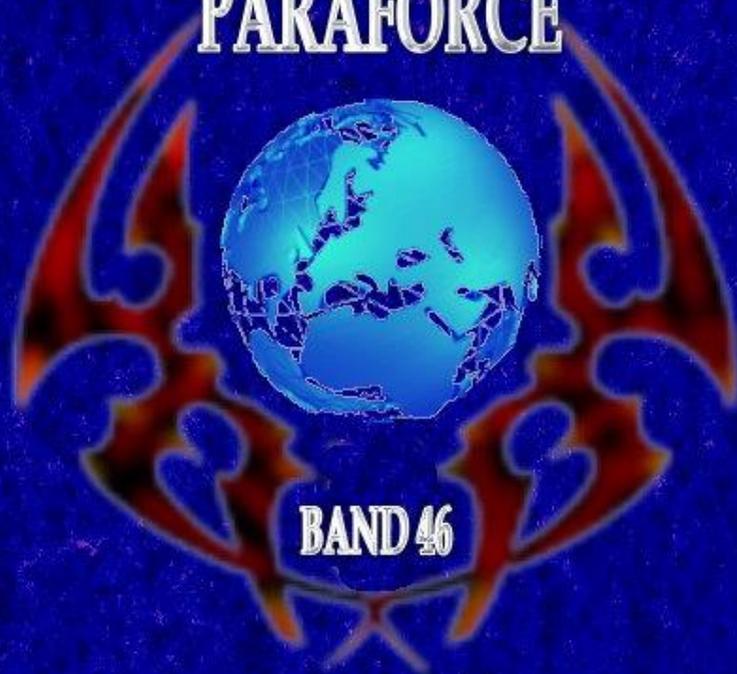


Jaana Redflower

PARAFORCE



BAND 46

Radon 222

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Jaana Redflower

Paraforce

Band 46

Radon 222

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2022 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Inhalt

Prolog	7
Kapitel 1	10
Kapitel 2	19
Kapitel 3	25
Kapitel 4	37
Kapitel 5	48
Kapitel 6	57
Kapitel 7	63
Kapitel 8	73
Kapitel 9	80
Kapitel 10	86

Prolog

Das Klopfen kam aus dem Keller. Linda war sich ganz sicher. Die Frage war nur: Was sollte sie deswegen unternehmen? Konnte sie einfach so tun, als hätte sie es nicht gehört, konnte sie die Bettdecke über den Kopf ziehen und sich darunter mit ihrem Buch und dem Handy verkriechen, als wäre nichts gewesen? Das hatte sie schon einmal getan. Vor zwei Jahren, als die Ratten sich in den Balken eingenistet und von den Vorräten in den Regalen genascht hatten. Seitdem war sie nicht mehr unten gewesen – obwohl der Ungezieferbekämpfer mit seinem Rucksack und der Sprühdüse hinabgestiegen war. Obwohl er ihr später sogar eine der toten Ratten gezeigt hatte. Die kleinen Zähne und die winzige Nase würde sie nie vergessen! Halb angeekelt, halb vom Mitleid für das tote Wesen übermannt, hatte sie den Mann bezahlt. Und dann hatte sie die Kellertür geschlossen.

Seitdem herrschte Stille. Bis heute.

Aber Ratten konnten das doch nicht sein! Seit wann klopften die? Sie konnte sich die huschenden Fellkörper gut vorstellen, wie sie über die Heizungsrohre glitten – gut, dass das Messgerät im Flur darüber war! Doch das erklärte das Geräusch nicht. Luft in den Leitungen klang auch anders; das puckerte eher. Hier war etwas anderes am Werk, erinnerte an einen Riesen mit einem Eisenhammer, der tiefe, dunkle Schläge ausführte. Zwischendurch ertönten andere Geräusche, wie von einem Arbeiter im Bergwerk, der mit

seiner Spitzhacke Stücke aus dem Untergrund schlug. Und dann war da noch dieser dritte Ton, der unangenehmste von allen: ein Kratzen und Quietschen, wie von langen Krallen, die über die Wände glitten.

Sie schaltete die Lampe an dem Mobiltelefon an, leuchtete auf die Buchstaben. Merkte, wie sie las, ohne ein einziges Wort in sich aufzunehmen. Sie schrieb per WhatsApp. An ihre Schwester; die konnte man auch um Mitternacht getrost anschreiben. »Hör hier komische Sachen«, schrieb sie erst, dann löschte sie alles wieder. Tippte stattdessen: »Hi, bist du noch wach?« Wartete. Lauschte.

Das Scharren von Nägeln auf Stein stoppte. Dann ertönte ein Schlag wie von einem Donner. Linda zuckte zusammen. Mittlerweile schwitzte sie vor Angst. Wenn nur wenigstens Tara antworten würde! Sie wünschte sich ein paar mitfühlende Worte; etwas, woran sie sich klammern konnte, ein rettender Strohalm, ein Silberstreif am Horizont!

Stattdessen sah sie einen blauen Schimmer, der durch den Spalt zwischen Decke und Bett drang. Woher kam das Licht? Jemand anderes musste es mitgebracht haben; keine Lampe in ihrem Haus leuchtete in dieser Farbe: grell, giftig, durchdringend. Doch wenn jemand für das blaue Leuchten verantwortlich war, dann musste derjenige sich ebenfalls im Zimmer befinden. Hier, mit ihr!

Linda spürte einen bitteren Geschmack im Mund, leicht metallisch, leicht salzig. Ihr wurde schwindlig.

Die Geräusche aus dem Keller waren so laut, dass

sie jeden weiteren Laut überdeckten. Sie konnte unmöglich sagen, ob sich jemand anderes im Zimmer aufhielt. Nicht, solange sie sich unter der Decke verkroch! Um die zurückzuschlagen, fehlte ihr der Mut.

Sie trommelte ungeduldig auf dem Rand des Handys herum. Dann tippte sie: »Hab Angst! Kannst du vorbeikommen?« (mit lauter Rechtschreibfehlern). Ob sie die Polizei informieren sollte? Aber die würden ihr als Erstes dazu raten, aus dem Bett zu kommen. Denn wenn dort jemand war und ihr schaden wollte, würde er sich wohl kaum von einem Stück Stoff über ihrem Kopf von einem Angriff abhalten lassen. Mit anderen Worten: Sie musste fliehen. Bestimmt war es sicher genug, um über die Dielen zum Fenster zu schleichen. Von dort aus konnte sie übers Vordach klettern; vielleicht schaffte sie es sogar, sich an den Rand zu klammern, herunterhängen zu lassen und dann aus dieser Höhe in den Garten zu springen?

Wenn ihr nur nicht so schummrig gewesen wäre! Keinen klaren Gedanken konnte sie mehr fassen. Übel war ihr auch. Kotzübel, als hätte sie gesoffen. Dabei hatte sie nur ein Glas Rotwein zum Abendessen getrunken; davon konnte man leichte Kopfschmerzen kriegen, aber kaum eine derartige Magenverstimmung!

Schließlich hielt sie es nicht mehr aus. Sie lugte über den Rand der Decke. Wie mochte der Eindringling aussehen, der ihr auflauerte? Zunächst spähte sie seitlich am Stoff vorbei: Dort stand ihr Schreibtischstuhl, auf dem sich ein paar Anzihsachen türmten. Auf der

Schreibtischplatte tummelten sich ein Notizbuch, Tastatur und Maus; der Monitor thronte darüber. Dessen Oberfläche reflektierte den eigenartigen blauen Schein. Nicht genau genug, um Details zu erkennen. Sie sah nur, dass das Licht in Bewegung war; es tanzte über den Bildschirm wie eine Fee über dunkles Eis.

In ihren Ohren begann es zu rauschen; es puckerte darin. Ihr Herz raste, drückte gegen die Rippen, bis es schmerzte. Dann machte das Licht eine Bewegung nach rechts, auf den Monitor zu.

Das Ohrensausen war nun so laut, dass es alle weiteren Geräusche übertönte. Allmächtig, ein Sturm in ihren Inneren.

Dann schob sich eine Gestalt in ihr Gesichtsfeld. Zunächst sah sie nur eine Silhouette; erst, als der Fremde ganz nah war, erkannte sie sein Gesicht.

Aber das konnte doch nicht sein!, war ihr letzter Gedanke, bevor sie in Ohnmacht fiel.

Kapitel 1

Der Job war das Allerletzte! Tara pfefferte wutentbrannt ihre Schürze in die Ecke ihrer Wohnung. Keinen Tag länger würde sie diese Demütigung ertragen; gleich morgen würde sie ihre Kündigung einreichen! Die Überstunden waren nur der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte: Ständig kam der Chef an und befahl ihr, länger zu bleiben. Er kündigte keine der Extraschichten an. Obendrein waren sie schlecht

bezahlt. Und das bei einem Kellnerjob in einer Kneipe der gehobenen Klasse! Man sollte meinen, der Inhaber dort hätte ein wenig mehr Ahnung von der Planung. Allein schon, weil der reibungslose Ablauf, insbesondere beim »Midnight Lunch«, ausschlaggebend für den Erfolg des »Kangaroo Den« war. Da konnten die Tiere mit noch so großen süßen Augen von den Wänden schauen; sie hatte diese Behandlung satt!

Jetzt erst sah sie, dass sie mehrere neue Nachrichten auf dem Telefon hatte. Zwischen all den Bestellungen hatte sie das Vibrieren des Handys gar nicht bemerkt. Zwei waren von ihrem Chef. Der konnte ihr gestohlen bleiben; sie löschte die Nachrichten sofort. Die anderen stammten von ihrer Schwester. Das war ungewöhnlich. Linda ging sonst regelmäßig spätestens um zehn Uhr schlafen. Oder hatte sie sich nachts doch einmal vor die Tür gewagt, vielleicht für ein Date? Wie schön wäre es, wenn ihre Schwester endlich aus ihrem Schneckenhäuschen käme!

Sie öffnete den Gesprächsverlauf. Doch was dort stand, erstickte ihre Erwartung im Keim. »Hier sind so gruslige Laute«, stand dort. Und: »Hab Angsz! Kanns u vorveikommem?« Wenn Linda so viele Rechtschreibfehler machte, musste sie wirklich in Panik gewesen sein!

Tara sah auf die Uhrzeit: 00:24. Die Nachricht hatte sie bereits vor zwei Stunden erreicht.

Sie klingelte gleich durch. Vergebens. Probierte es nochmal. Allmählich wurde sie unruhig. Hätte sie nur nicht die beschissene Spätschicht gehabt! In der Knei-

pe bekam sie nie etwas mit. Einmal hatte sie eine Nachricht von einem Typen verpasst. Das hier war weitaus schlimmer. Ein Grund mehr, den Job hinzuschmeißen!

Sie beschloss, sofort zum Haus ihrer Schwester laufen. So schnell wie möglich. Zu Fuß lag es nur eine Viertelstunde entfernt – querfeldein. Sie beschloss, das Fahrrad stehen zu lassen und einen Dauerlauf einzulegen. Wenn der Bauer seine Kühe auf der unteren Weide grasen ließ, konnte sie quer über die obere Wiese laufen und so eine weitere Minute einsparen.

Sie packte nur eben den Schlüssel, das Handy und eine leichte Jacke, in deren Taschen sie den Kram verstauen konnte. Eine Handtasche hätte sie nur behindert. Turnschuhe statt der Hochhackigen von gestern; alles andere wäre dumm gewesen.

Die Straße hinter ihrer Wohnung stieg steil an, so dass ihre Muskeln bereits schmerzten, als sie den oberen Abschnitt erreicht hatte. Danach lief der Pfad einigermaßen gerade weiter.

Sie hatte Glück: Die höher gelegene Weide war leer bis auf ein paar Mücken, denen sie rasch davonzog. Die ganze Zeit über lag ihre Hand auf der Jackentasche; nicht, dass sie eine weitere Nachricht verpasste!

Als das Haus ihrer Schwester in Sicht kam, wurde ihr ganz flau im Magen. Sie redete sich gut zu: Bestimmt würde ihre Schwester gleich öffnen, vollkommen verschlafen. Sie hatte ihr die komischen Nachrichten nur geschickt, weil sie schlecht geschlafen und dann Panik bekommen hatte. Und jetzt war es ihr

peinlich, das zuzugeben. Vielleicht schlief sie schon wieder – solange, bis Tara klingelte –, und darum hatte sie ihre Antwort nicht bekommen.

So musste es sein. Was sollte sonst groß passiert sein? Solange Sommer im Schwarzwald war, bildeten die Bremsen die größte Gefahr. Man zählte seine Stiche, tauschte Geschichten aus, wie viele Verletzungen man sich bei den Spaziergängen zwischen den Weiden zugezogen hatte. Ernsthaftere Zwischenfälle gab es bei den Einheimischen nur im Winter, wenn man sich Erfrierungen zuziehen konnte, sofern die Heizung ausgefallen war. Bei zwanzig Grad im Schatten war das jedoch ausgeschlossen. In Freiburg, in der Großstadt, mochte es auch Verbrechen geben; das war im Vorort jedoch noch nicht vorgekommen. Immerhin, diese Gefahr kam ihr von allen am wahrscheinlichsten vor. In dem Fall hätte ihre Schwester jedoch einfach zur Nachbarin laufen und von dort aus die Polizei rufen können.

Also bestand kein wirklicher Grund zur Beunruhigung. Aber warum ging das miese Gefühl in der Magengegend einfach nicht weg?

Sie holte den Zweitschlüssel aus der Tasche und schloss auf. Lauschte: kein Laut, keine Reaktion auf das Knarren der Tür. War das nun ein gutes oder ein schlechtes Zeichen? Sie packte den Schlüssel fester, schob ihn zwischen den Knöcheln hindurch und bildete eine Faust. So sollte man besser zuschlagen können, hatte sie gelernt.

Zuerst betrat sie die Küche rechts vom Flur. Nichts

in dem Raum deutete auf einen Kampf hin; die Teller standen im Geschirrabtropfgestell, die Tassen hingen an den dafür vorgesehenen Haken. Mondlicht fiel durch die Scheibe mit den selbstgebastelten Fensterbildern und warf fahle Schatten an die Wand dahinter. Sicherheitshalber nahm sich Tara ein scharfes Messer aus der Geschirrschublade.

Sie warf einen flüchtigen Blick in das Wohnzimmer links vom Eingang. Der Raum lief L-förmig um die Kammer herum, in dem die Treppe in den Keller führte. Sie schaute, ob ihre Schwester hinter dem Sofa lag oder in der Ecke hinter der Zimmerpflanze kauerte, die in der Einbuchtung neben dem angrenzenden Raum stand. Auch hier fand sie weder Linda noch irgendein Zeichen, das auf einen Eindringling deutete.

Also begab sie sich in den ersten Stock – dorthin, wo ihre Schwester sich am wahrscheinlichsten aufgehalten hatte. Genaugenommen vermutete sie sie unter der Bettdecke. Immer, wenn Linda Angst gehabt hatte – auch noch als Jugendliche – war sie zwischen die Kissen geschlüpft und hatte sich den Stoff über den Kopf gezogen, nach dem Motto: Wenn ich dich nicht sehe, siehst du mich auch nicht. Hatte ihr jedoch nie beim Verstecken spielen geholfen. Tara hoffte, dass ihre Schwester mittlerweile dazugelernt hatte.

Die Stufen knarrten, während sie eine nach der anderen emporstieg. Die Türen im oberen Stockwerk waren zu. Immerhin. Wenn jemand wirklich hier gewesen war, um Linda etwas anzutun, hätte er das Haus wohl kaum so ordentlich zurückgelassen. Oder

redete sie sich das nur ein?

Mit zittrigen Fingern drückte sie die Klinke zum Schlafzimmer runter. Das Messing kam ihr ungewöhnlich warm vor; ihre Handfläche begann zu jucken, nachdem sie es berührt hatte. Geistesabwesend kratzte sie – bis sie die Gestalt auf dem Fußboden vor sich sah.

»Linda!«, schrie sie. Ihr war, als würde sie in einen Tunnel fallen. Wie durch einen Schleier berührte sie das Handgelenk ihrer Schwester, fühlte den Puls – da war er; nur schwach, aber immerhin! –, streichelte kurz über die Haare der Ohnmächtigen. Sie tippte den Notruf. Bat, auch die Polizei mitzubringen.

Dann begann das Warten. Sie hielt Lindas Hand. Hoffte, dass noch genug Leben in ihrer Schwester steckte. Sie sah doch so gesund aus – nur eine leichte Rötung im Gesicht fiel ihr auf, wie von einem Fieber. Oder, wenn sie genau darüber nachdachte, wie bei einem Sonnenbrand. Das ergab natürlich keinen Sinn; schließlich hatte ihre Schwester die Nacht im Zimmer verbracht. Sogar das Telefon lag noch neben ihr – das Handy, mit dem sie versucht hatte, Tara zu erreichen. Zu gerne hätte sie nachgelesen, ob sich darauf weitere Hinweise befanden, doch dann würde sie eventuell Spuren zerstören. Nie hätte sie sich verziehen, wenn der Täter deswegen entkommen wäre!

Nach einer gefühlten Ewigkeit klingelten die Rettungskräfte. Hinter den wuselnden Sanitätern schob sich auch der Bauch eines Polizisten durch die Tür. Der Mann schnüffelte, als hätte er nur knapp die Eig-

nungsprüfung zum Spurenhund verpasst. Sie würde sich später um ihn kümmern; zuerst führte sie die Helfer zu ihrer Schwester.

Auch den beiden fiel sofort die ungewöhnliche Gesichtsfarbe auf. »Hat sie sich irgendwo verbrannt? Gibt es hier einen Heizstrahler?«

Tara schüttelte den Kopf. »Nicht, dass ich wüsste. Sie hatte vor irgendwas Angst; hat versucht, mich zu erreichen.«

»Das erzählen Sie am besten gleich mir.« Schneller als erwartet hatte der Ermittler sich den Weg in den ersten Stock gebahnt. »Gestatten, Herr Barsch.«

»Skull, Tara.« Sie reichte ihm die Hand.

Er schnaufte.

»Unser Großvater war Engländer.«

Doch der Polizist hatte nicht auf ihren ungewöhnlichen Namen reagiert, sondern auf das Mobiltelefon am Boden. Jetzt beugte er sich hinunter, streifte sich dabei Plastikhandschuhe über und ließ das Handy in einer Tüte verschwinden. »Bitte erzählen Sie mir alles, was Sie wissen.«

Tara schluckte, als die Rettungskräfte ihre Schwester auf eine Bahre luden. Lindas Kopf fiel auf die Seite, als die Sanitäter sie darauf festzurrteten. Sie war froh, dass die beiden daran dachten; auf einem Festival hatte sie bereits einmal beobachtet, wie ein Patient heruntergefallen und auf den Boden geklatscht war.

Der Polizist packte sie am Arm. »Ich weiß, dass das jetzt hart für Sie sein muss. Aber für Ihre Schwester ist gesorgt. Wichtig ist, dass wir herausfinden, was ges-

tern Nacht passiert ist. An was können Sie sich erinnern?«

»Sie hat mir geschrieben. Mitten in der Nacht, ganz untypisch für sie. Hier.« Sie hielt dem Ermittler ihr Mobiltelefon entgegen, damit er den Gesprächsverlauf lesen konnte.

»Hör hier komische Sachen – Bist du noch wach – Hier sind so gruselige Laute – Hab Angst! Kannst du vorbeikommen?«, murmelte Herr Barsch. »Wieso haben Sie Ihr nicht geantwortet?«

»Ich hab noch gearbeitet, im Kangaroo Den. Darum hab ich auch nicht mitbekommen, wie die Nachrichten angekommen sind.«

»Wusste Ihre Schwester, dass Sie dort beschäftigt sind?«

»Klar, wir haben uns mindestens einmal die Woche getroffen. Aber ich bin nicht sicher, ob sie wusste, dass ich gestern Nacht zum Midnight Lunch eingeteilt war. Das ist das Mitternachts-Spezial-Essen mit australischen Spezialitäten«, fügte sie hinzu, als der Polizist eine Augenbraue hochzog.

»Sie hat aber trotzdem nur Ihnen geschrieben? Und auch nicht angerufen?«

»Sie hat nicht besonders viele Freunde. Im Notfall, um Mitternacht, schrumpft der Kreis der Helfer ohnehin beträchtlich. Ist doch bei jedem so, nicht?«

»Wissen Sie, wieso sie nicht den Notruf gewählt hat?«

»Vielleicht, weil sie nur komische Geräusche gehört hat und das nicht für ausreichend hielt, um offiziell

Hilfe anzufordern? Oder sie konnte nicht sprechen; vielleicht hatte sie Angst, dass jemand sie hören könnte. Sie hat sich schon früher immer unter der Bettdecke versteckt. Vielleicht wollte sie nicht bemerkt werden?«

»Hat sie schon vorher von merkwürdigen Geräuschen berichtet?«

»Nicht, dass ich wüsste!«

»Wenn sie jemandem geschrieben hat, dann aber doch Ihnen?«

»Davon gehe ich aus.«

»Also keine Geräusche in den vorangegangenen Nächten?«

»Keine, die sie so beunruhigt haben, dass sie mir deswegen geschrieben hätte.«

»Gut. Das war vorerst alles. Ich werde natürlich noch nach Einbruchspuren suchen und die Nachbarn dazu befragen. Aber wenn Sie wollen, können Sie ihre Schwester gleich im Krankenhaus besuchen; das Ganze wirkt nicht wie ein Gewaltverbrechen. Vermutlich hatte sie einen Herzinfarkt oder etwas in der Art. Zu viel Angst hat schon ganz andere Leute in die Knie gezwungen!«

Tara beäugte den Ermittler misstrauisch; der sah aus, als ob er mit seiner imposanten Erscheinung die Angst selbst in die Ecke drängen konnte. Sie war froh, als sie wieder draußen war und frei atmen konnte.

Kapitel 2

Zumindest hatte Herr Barsch sie nicht länger festgehalten als notwendig, sodass sie sich sofort auf den Weg ins Krankenhaus machen konnte, wo sie eine Sondererlaubnis für ihren Besuch außerhalb der Öffnungszeiten erhielt.

Die Eile brachte nicht viel; Linda wachte erst Stunden später wieder auf. Tara begrüßte sie mit mehr Kaffee im Blut als gesund war und ein paar Bissen einer ekligen Kantinen-Frikadelle im Bauch, die sich in der Zwischenzeit in ihrem Magen aufgelöst hatte. Oder auch nicht. »Na, wie geht's?«

Die Schwester riss die Augen auf, sah sich verwundert um. »Wo bin ich?«

»Dreimal darfst du raten!«

»Im Krankenhaus? Aber wieso?«

»Ich hatte gehofft, darüber könntest du mir mehr verraten. Wovor hattest du solche Angst?«

»Es war jemand im Haus. Aber ...«

»Hast du ihn gesehen?«

Die Frage schien Linda unangenehm zu sein; sie druckste herum. »Da war nur dieses blaue Licht.«

»Und dann wurdest du niedergeschlagen?«

»Daran kann ich mich nicht erinnern. Haben die das gesagt?«

»Wer?«

»Na, die Sanitäter! Ich nehme doch an, dass die mich untersucht haben?«

»In der Zwischenzeit, ja. Ich weiß bloß nichts, weil

ich vorher einen Antrag ausfüllen musste. So einfach kommt man nachts nicht ins Krankenhaus. Zumindest nicht als Besucherin.« Tara beäugte ihre Schwester. Wenn sie es nicht besser wüsste, würde sie meinen, dass sie ihr etwas verschwiegel! Aber wieso sollte sie den Angreifer leugnen? Als sie gerade überlegte, wie sie das heikle Thema ansprechen sollte, klopfte es an der Tür.

Die Oberärztin war erschienen – Frau Dr. Pendren, wie das Schild an ihrem Kittel sagte. Sie hielt ein Klemmbrett vor der Brust und setzte ein breites Lächeln auf. »Sind Sie inzwischen aufgewacht?«

»Nein.« Linda verschränkte die Arme und kniff die Augen zusammen. »In Wirklichkeit bilden Sie sich das Gespräch mit mir nur ein; Sie sollten sich dringend in eine der ansässigen Psychiatrien einweisen lassen.«

»Schon zum Scherzen aufgelegt; das ist gut!« Das falsche Lächeln der Medizinerin zuckte nur kurz und blieb dann wie angeklebt in ihrem Gesicht hängen. »Wie fühlen Sie sich denn?«

»Gut. Nehme ich an. Mir ist ein wenig schwindlig.«

»Am besten, Sie ruhen sich noch eine Runde aus. Und trinken Sie, soviel Sie können.« Der Kugelschreiber kratzte über das Klemmbrett. Dann nickte die Ärztin Tara zu. »Würden Sie vielleicht einen Moment kurz mit mir kommen?«

Das verwunderte Tara. Und es war kein gutes Zeichen. Normalerweise sollte alles, was sie besprachen, vor Lindas Augen diskutiert werden. Allein schon,

um sie nicht auszuschließen. Das unguete Gefühl in ihrer Magengegend meldete sich zurück. »Gerne. Bin gleich zurück«, flüsterte sie ihrer Schwester zu und drückte ihre Hand.

Als die Ärztin die Tür zum Gang öffnete, schien sich dieser zu verzerren. Wie eine dieser Jahrmarkts-Attraktionen, in denen man in einer Spirale auf den Ausgang zuläuft.

»Wollen Sie sich setzen?«, fragte Dr. Pendren.

»Sollte ich mich setzen wollen?«

»Ist vielleicht besser.«

Tara tastete nach einem Stuhl, konnte die Oberfläche jedoch kaum fühlen, weil ihre Fingerspitzen taub wurden.

»Wie Sie vielleicht wissen, hatte Ihre Schwester leichte Verbrennungen im Gesicht und an den Händen.«

»Ich dachte, sie hätte einen Sonnenbrand? Das mit ihren Händen ist mir nicht aufgefallen.«

»Nun, sie war einer Lichtquelle ausgesetzt. Einer ... radioaktiven Quelle.«

»Sie meinen, Sie wurde verstrahlt? Aber wie ...?«

»Das versuchen wir noch herauszufinden. Ich nehme an, die Polizei ermittelt in der Richtung bereits.«

»Aber es geht ihr doch gut, nicht?«

»Im Moment, ja. Möchten Sie vielleicht ein Glas Wasser? Das beruhigt die meisten Leute.«

»Wenn das hilft?«

Dr. Pendren nickte einer Arzthelferin zu, die Tara bisher noch nicht bemerkt hatte. »Ihre Schwester be-

findet sich in der sogenannten Walking Ghost-Phase. Haben Sie schon davon gehört?«

Tara schüttelte den Kopf. Der Gang begann sich schneller zu drehen. In der Mitte des Bildes tauchte das Glas Wasser auf; sie griff danach. Versuchte, sich auf das Schlucken zu konzentrieren.

»Patienten mit radioaktiver Verstrahlung erfahren nach dem ersten Stadium des Krankheitsgefühls eine Zeit der Erholung. Dabei ist ihr Erbgut zerstört. Die Kopie, nach der der Körper neue Zellen erschafft, sobald die jetzigen gealtert sind, existiert nicht mehr.«

»Und da kann man nichts machen?«

»Es gibt noch eine Sache, die wir versuchen können.«

»Und die wäre?« Tara klammerte sich an den Strohhalm.

»Ich will Ihnen keine falschen Hoffnungen machen. Die Kollegen im Uniklinikum haben die nötigen Geräte dafür, jedoch liegt die Wahrscheinlichkeit, dass ein Eingriff erfolgreich ist, nicht besonders hoch.«

»Aber es besteht eine Chance?«

Die Ärztin nickte. »Wenn sie eine Knochenmarkspende erhält.«

»Dann wird sie wieder gesund?«

»Dann besteht die Möglichkeit, dass sie überlebt.«

»Kann ich meiner Schwester etwas spenden?«

»Wenn sie möchten, können Sie einen Termin für den nächsten Tag im Uniklinikum vereinbaren, um zu testen, ob Sie als Spenderin infrage kommen. Und ob Sie gesund sind; es wird niemand angenommen, der

sich durch den Eingriff selbst in Gefahr bringt. Bitte vereinbaren Sie die Uhrzeit mit Frau Behlinger an der Rezeption. Dort können Sie dann alle Fragen stellen, die Ihnen auf der Zunge brennen.« Damit reichte Dr. Pendren ihr die Hand; offenbar hatte die Ärztin es eilig, schnell zum nächsten Patienten zu kommen.

Tara ging gleich zu ihrer Schwester zurück ins Zimmer, um mit ihr unter vier Augen zu reden, doch als sie den Raum betrat, saß bereits jemand auf dem Stuhl vor dem Krankenbett. Jemand, der fast so breit wie hoch war.

»Herr Barsch!«

Der Polizist drehte sich um. »Ah, da sind Sie! Ich hatte damit gerechnet, Sie hier anzutreffen.«

»Haben Sie noch Fragen an mich?«

»Eigentlich nicht. Aber da Sie schon mal da sind ...« Er rückte den Stuhl etwas zurecht. »Ihre Schwester sprach gerade von einem blauen Licht im Zimmer. Können Sie uns dazu etwas sagen?«

»Noch nie bemerkt. Sollte ich davon etwas wissen?«

Linda schüttelte den Kopf. »Aber das war bestimmt die Strahlenquelle. Cherenkov-Strahlung. Darüber hab ich mal etwas im Internet gelesen. Die kommt im Kern von Reaktoren vor.«

»Und wie soll der Reaktor in dein Zimmer gekommen sein? Abgesehen davon, dass dann deine Möbel so radioaktiv sein müssten, dass uns allen ebenfalls bereits übel wäre! Oder sind wir etwa auch verstrahlt?«, wandte sich Tara erschrocken an den Polizisten.

»Beruhigen Sie sich. In der Zwischenzeit waren meine Ermittler bereits vor Ort und haben das überprüft. Weder das Zimmer selber noch ich weisen irgendeine Spur von Radioaktivität auf; nicht mehr, als zu erwarten wäre, heißt das. Wenn Sie sich zusätzlich noch untersuchen lassen wollen, können Sie das gerne machen, aber ich kann Ihnen versichern, dass kein Grund zur Beunruhigung besteht.«

Die Art und Weise, wie er sprach, machte Tara deutlich, dass er mehr wusste, als er sagte. Es gab noch etwas, von dem sie nichts wissen sollte. Im Dunkeln gelassen zu werden, hatte ihr noch nie behagt. »Ich werde mich morgen ohnehin durchchecken lassen. Wenn dabei noch etwas herauskommt, werde ich Sie informieren. Sofern Sie mir Ihre Karte dalassen.«

Herr Barsch fummelte in seiner Westentasche herum, bis er einen Paken Visitenkarten in der Hand hatte. Alle bis auf eine waren hoffnungslos verknickt. Er gab ihr die mit den zwei Eselsohren und dem Kaffeefleck am Rand. »Bitte schön.«

»Danke. Und jetzt wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie meine Schwester und mich ein wenig allein lassen würden.«

Der Polizist warf ihr einen kritischen Blick zu; vermutlich hätte er sich lieber noch mit Linda unter vier Augen unterhalten, doch er wusste nicht, wie er das anstellen sollte, ohne es sich mit ihnen beiden zu verscherzen. Er schnaubte, als er davon stampfte.

»Wo haben die den denn ausgegraben?«, fragte Linda kichernd.

»Keine Ahnung. Der stand auf einmal in deinem Zimmer, als die Sanitäter dich versorgt haben. Aber jetzt erzähl mir noch mal in allen Einzelheiten, was gestern Abend passiert ist!«

Kapitel 3

Einige Stunden (und doppelt so viel Kaffee) später verließ Tara das Krankenhaus. Wenn die Schwester nicht darauf gedrängt hätte, dass Linda sich ausruhen musste, wäre sie überhaupt nicht von ihrer Seite gewichen (außer für die Terminvereinbarung; dafür war sie kurz ins Erdgeschoss und dann wieder zurück gehuscht).

Mittlerweile war es zehn Uhr abends; Schlafen kam für sie jedoch immer noch nicht infrage. Arbeiten auch nicht; sämtliche Anfragen ihres Chefs hatte sie bereits weggedrückt. Dafür zog sie das Haus ihrer Schwester geradezu magisch an. Genaugenommen der Keller, aus dem in der Nacht die Geräusche gekommen waren. Dabei sollte sie dort wirklich nicht runtergehen. Wer konnte ihr sagen, ob sie nicht genauso verstrahlt werden würde wie ihre Schwester?

Sie verharrte bei der alten Weide, deren Blätter bereits welk wurden. Dabei war es Frühsommer; der Baum sollte grün und saftig sein. Ob das, was ihrer Schwester geschadet hatte, auch die Pflanzen angriff?

Sie beugte sich gerade runter, um eines der Gänseblümchen zu inspizieren, das am Rand der Weide

wuchs, als sie eine Gestalt bemerkte. Eine rundliche, doch erstaunlich agile Gestalt. Das war ohne Zweifel Herr Barsch! Er schob seinen Bauch am Holzstapel vorbei zum Küchenfenster und blickte hinein. So verharrte er eine Weile; offenbar hatte er Tara nicht bemerkt. Nach einigen Minuten zückte er eine Taschenlampe und leuchtete ins Innere. Schließlich nickte er und kam unter dem Fenster hervor.

Tara traute sich nicht zu atmen. Sie hockte zwar neben einem Busch, am Rand der Koppel, doch wenn der Lichtstrahl auf sie fiel, musste er ihren roten Pull-over dennoch bemerken.

Die Aufmerksamkeit des Polizisten galt jedoch allein dem Haus; er hielt die Lampe die ganze Zeit über so, dass sie auf das Gebäude gerichtet war. Dann holte er etwas aus seiner Hosentasche und presste es an das Schlüsselloch. Er nickte wieder. Im nächsten Moment schon glitt die Haustür lautlos auf und er verschwand im Inneren.

Tara wartete nur kurz, dann huschte sie hinterher, bevor die Tür wieder ins Schloss fiel. Sie hatte zwar einen Schlüssel, aber wenn sie den benutzte, hätte sie genauso gut mit einer Flüstertüte ihre Anwesenheit herausschreien können.

Der Ermittler hingegen schien sich nun überhaupt nicht mehr darum zu bemühen, leise zu sein: Sie hörte lautes Hämmern und Klopfen. Was zur Hölle veranstaltete der Kerl da? Zerlegte er die Einrichtung? Durch ihre Schuhsohlen hindurch konnte sie das Vibrieren des Bodens spüren!

Sie verharrte eine Weile mit dem Fuß im Türspalt, wartete, ob der Ermittler sich auf sie zu bewegte. Doch sie hörte nur den Lärm aus dem Keller. Eine bessere Gelegenheit, unbemerkt in das Haus zu huschen, würde sie nicht mehr bekommen.

Sie drückte sich durch den Türspalt, presste sich an die Wand daneben. Im Inneren des Gebäudes, ohne das Licht des Mondes, konnte sie nur mit Mühe Umrisse erkennen: die Zimmerpflanze, das Bild von Tante Karen, das neben der Kellertür hing. Durch den Spalt darunter fiel ein leicht bläulicher Schimmer auf die Dielenbretter.

Hatte Linda nicht etwas von einem blauen Licht erzählt? Für einen Moment wollte Tara nichts weiter, als umzudrehen, sich in ihr eigenes Bett zu legen und Kräfte für den nächsten Tag zu sammeln. Was, wenn sie ebenso verstrahlt würde wie ihre Schwester? Dann machte sie vielleicht die einzige Möglichkeit auf deren Rettung zunichte! Andererseits fühlte sie sich ihr gegenüber verpflichtet, der Sache auf den Grund zu gehen. Herauszufinden, was Linda bis ins Mark erschreckt hatte. Und was dieser merkwürdige Ermittler wollte.

Tara atmete tief durch. Dann öffnete sie die Kellertür. Im selben Moment erlosch das blaue Licht. Hatte man sie bemerkt? Doch das Hämmern ging unverändert weiter; es war unmöglich, zu sagen, ob jemand sich die Treppe hinaufbewegte; jeder Schritt wäre im Lärm untergegangen.

Dass der Kerl sich einfach so traute, einen solchen

Radau zu veranstalten! Ob einer der Nachbarn bereits die Polizei kontaktiert hatte? Vor der hatte Herr Barsch allerdings nichts zu befürchten. Oder war er auf eigene Faust losgegangen und hatte dabei gegen mindestens zehn Dienstvorschriften verstoßen?

Sie hielt sich am Treppengeländer fest – dem modrigen, wackligen Ding, das ihrer Schwester wöchentlich einen Splitter eingebracht hatte, bevor die Sache mit der Ratte passiert war –, dann setzt sie vorsichtig Fuß vor Fuß auf die Holzstiegen, die der Erbauer in unregelmäßigen Abständen angebracht hatte. Die siebte Stufe löste sich bereits seitlich, musste bald repariert werden.

Das Blau war zwar verschwunden, doch ein leichter Schimmer erhellte dennoch den Keller. So konnte sie die Silhouette des Polizisten ausmachen, der in der Mitte des Raums stand und gestikuliert.

Tara wandte den Trick an, den sie bereits als Kind beherrscht hatte: Sie drückte sich nah an die Wand und versuchte, mit der Umgebung zu verschmelzen. Bei ihr klappte das Unsichtbarmachen besser als bei anderen; das war ihr schon damals aufgefallen. So hatte sie oft noch unbemerkt im Wohnzimmer sitzen können (an die Anrichte gedrückt) und verbotene Filme angesehen, die ihre Eltern nachts einschalteten. Später hatten die Erwachsenen dann nur noch gestritten; da hatte sie die Gewohnheit aufgegeben.

Jetzt aber bot sie sich ihr wieder an und sie stellte fest, dass sich das Verschmelzen noch ebenso gut wie früher anfühlte: ein leichtes Prickeln auf der Haut, ein

kühler Hauch. Das gab ihr ein Gefühl von Sicherheit.

Als sie die neunte Stufe erreicht hatte, sah sie, wieso der Herr Barsch fuchtelte: Vor ihm stand etwas, das Tara als Alien bezeichnet hätte, wenn es ihr draußen auf dem Feld begegnet wäre. Hier unten fügte es sich erstaunlich gut in die Umgebung ein – als würde seine Haut aus Fels bestehen. Seine Augen glommen schwach bläulich. Ein leichter Schimmer schien ebenfalls von den Handflächen auszugehen, doch es hatte die Hände zu Fäusten geballt, sodass nur dünne Strahlen zwischen den Fingern hervorkamen. Wenn an der Erzählung von Taras Schwester etwas dran war, konnte sie sie froh sein, dass das Wesen seine Hände nicht ausstreckte.

Noch etwas fiel ihr auf: Der Polizist trug nun einen Anhänger: einen Opal, eingefasst in silberne Schnörkel. Der passte ganz und gar nicht zu seiner Dienstkleidung, fand Tara. Ein bulliger Charakter wie Herr Barsch und der Schmuck einer hellsehenden Tante? Sie schüttelte unwillkürlich den Kopf.

Sofort wendete das Wesen ihr sein Gesicht zu. Jetzt blickten ihr geradewegs zwei blaue Knöpfe entgegen, deren Struktur an Pechblende erinnerte, die in den Augenhöhlen lag. Darunter verlief ein schmaler Spalt, in dem etwas vibrierte, dass sie an Wasser über einem pulsierenden Lautsprecher erinnerte. Gerne hätte sie einige Meter Fels zwischen sich und dem Ungetüm gehabt, das sich nun vollends umdrehte und eine Hand hob.

Da machte der Polizist einen Schritt nach vorne.

Fuchtelte wieder, bewegte den Mund. Selbst hier unten konnte sie bei dem Lärm kein Wort ausmachen. Zumindest wurde ihr klar, dass der Ermittler die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Es schien so, als ob er mit dem Wesen diskutierte, vielleicht sogar verhandelte. Mit einem Mal fühlte sie sich, als wäre sie in einen Drogendeal geplatzt. Irgendwo auf einem Hinterhof – bloß, dass die beiden Kriminellen sich in den Keller ihrer Schwester verirrt hatten.

Sie machte vorsichtig ein paar Schritte rückwärts. Tastete mit den Fersen die Stufen, glitt über die Kante. Dabei behielt sie die beiden im Auge. Nichts an ihrem Verhalten ließ darauf schließen, dass sie sich um ihre Anwesenheit weiter kümmerten. Also drehte sie sich langsam um und schlich sich weiter über die Treppe und in die Diele.

Eigentlich hätte sie die Eindringlinge melden sollen. Aber wem, wenn der zuständige Polizist einer der beiden Verdächtigen war? Und wie um alles in der Welt sollte sie das Wesen jemandem beschreiben? Wenn sie darüber redete, steckten die sie bloß ins Irrenhaus!

Also blieb nur die Flucht. Ihre Chancen standen am besten, wenn sie das Ganze einfach ignorierte. Zu vergessen versuchte.

Sie huschte zur Haustür. Da legte sich ihr eine feuchte Hand auf die Schulter. Sie erstarrte.

»Bleiben Sie ganz ruhig«, drang es wie ein Windhauch an ihr Ohr, »dann passiert Ihnen nichts.«

Das musste der Polizist sein, oder? Sie brachte nicht

den Mut auf, sich umzudrehen. Wie ein Käfer in Starre ließ sie sich über die Dielenbretter nach draußen schieben, die Augen weit aufgerissen, bis er sie einige Meter vom Haus entfernt ablud und fragte: »Was zur Hölle machen Sie hier?«

Das riss sie aus der Starre. Immerhin stand sie vor dem Haus ihrer Schwester; sie hatte jedes Recht, hier zu sein, im Gegensatz zu dem Eindringling! Sie fuhr herum. Natürlich war der andere Herr Barsch. »Das selbe könnte ich Sie fragen!«

»Seien Sie leise!« Er blickte in Richtung des Hauses. »Haben Sie nicht gesehen, was da unten lauert?«

Tara blieb ihm die Antwort schuldig. »Was hatten Sie da unten verloren?«

Herr Barsch packte sie am Handgelenk und zerrte sie grob hinter einen Busch. »Das Ding hat Ihre Schwester verstrahlt; wollen Sie genauso enden wie sie?«

»Was wissen Sie darüber?«

Der Ermittler merkte, dass er sich verplappert hatte, seufzte, setzte zu einer Antwort an, zuckte dann mit den Schultern.

»Wissen Sie irgendetwas, das Linda helfen könnte? Dann sagen Sie es mir!«

»Leider nicht«, gab er schließlich kleinlaut zu. »Und bevor Sie mir Vorwürfe machen: Ich habe damit genauso wenig zu tun wie Sie. Wir forschen lediglich und versuchen ... Schadensbegrenzung zu betreiben.«

»Schadensbegrenzung?«

»Wir wollen die Leute in der Siedlung schützen. Be-

vor noch mehr passiert.«

»Was wissen Sie über diese Dinger?«

»Nicht viel.«

»Kommen Sie, ich habe Sie da unten gesehen; sie haben sich mit dem Vieh unterhalten!«

Der Polizist riss die Augen weit auf. »Wie lange haben Sie schon auf der Treppe gestanden?«

»Wie viel von der Sprache dieses Wesens haben Sie bereits gelernt?«

Herr Barsch seufzte ein weiteres Mal. Dann murmelte er, mehr zu sich selbst als zu ihr: »Kann eigentlich nicht sein, dass Sie da so lange unbemerkt stehen konnten. Vor allem in seiner Gegenwart. Könnte es sein, dass Sie ...?«

»... dass ich was?«

»Kommen Sie mal mit!« Wieder zerrte er sie am Handgelenk fort.

Sie war noch immer zu verwirrt, um zu reagieren. Zu ihrer großen Überraschung sah sie hinter der nächsten Biegung einen Van. Das Fahrzeug stand direkt neben einem Hain, der zwei Felder voneinander abgrenzte und etwas Sichtschutz bot. Auf dem Dach des Gefährts prangte eine riesige Antenne, daneben etwas wie eine Satellitenschüssel.

Herr Barsch zog sich die Uniform über dem Bauch zurecht; dann klopfte er an die Tür - zweimal kurz, zweimal lang, dreimal kurz.

Im Inneren des Vans polterte es. Jemand fluchte. »Komm schon rein!«

Der Polizist zog sich über die Trittstufe ins Innere,

wobei der ganze Wagen wackelte. Tara huschte wie ein kleines Mäuschen hinterher.

Als der andere Mann sie bemerkte, sog er erschrocken die Luft ein. »Wozu bringst du eine Fremde hierher? Ist die Kacke nicht schon genug am Dampfen?«

Herr Barsch zuckte zusammen und zog den Kopf zwischen den Schultern ein.

»Ich hätte dich für vernünftiger gehalten! Ist das jetzt ein neuer Schwarm von dir, machst du wieder einen auf normal? Ich dachte, wir ...«

Tara schnaubte. »Als ob ich ...«

»Na, dann wohl doch nicht«, unterbrach der aus dem Van sie.

Der Polizist seufzte. Jetzt tat er ihr fast leid. Aber auch nur fast.

»Wenn das nicht der Grund ist, wieso ist sie dann hier?«

»Sie hat Talent.«

»Irgendwas, das uns hilft?«

»Vielleicht. Sie hat sich leise genug angeschlichen, um die Unterhaltung zwischen mir und dem Akh-Nokh mitzubekommen.«

Tara stolperte über das ungewöhnliche Wort. »Akh-was?«

Der andere Mann bedeutete ihr mit einer Geste, die Klappe zu halten. »Aber die Sinne von den Viechern gehen komplett durch die Decke! Deshalb haben wir ja so Probleme, ihnen auf die Schliche zu kommen.«

»Eben.«

»Und sie ist ohnehin eine Mitwisserin?«

Der Ermittler nickte. »Ihrer Schwester gehört das Haus. Offenbar ist sie ihrer eigenen Spur nachgegangen.« Jetzt drehte sich der Polizist zu ihr um. »Was hat Ihnen Ihre Schwester noch erzählt?«

»Nichts.«

Er hob eine Augenbraue.

»Nur, dass sie ein blaues Licht gesehen hat und dann ohnmächtig wurde.«

»Cherenkov-Strahlung?« Der Typ aus dem Van betrachtete sie kritisch.

Schon wieder dieses eigenartige Wort! »Keine Ahnung; was hat Ihnen das Wesen erzählt? Hat es Ihnen einen Handel angeboten?«

Herr Barsch zuckte zusammen; offenbar hatte Sie ins Schwarze getroffen. »Es gibt da gewisse ... Komplikationen.«

»Kollateralschäden, wie Sie wohl sagen würden. Hab ich recht?«, bohrte sie weiter. »Ist die ganze Siedlung betroffen und das Krankenhaus quillt jetzt über von radioaktiv verseuchten Menschen?«

»Das reicht!«, fuhr der andere Mann dazwischen. »So kommen wir nicht weiter.« Er musterte Tara eine Weile ausgiebig, kam anscheinend zu einem Schluss und nickte. »Mein Name ist Stoatan. Stuart Stoatan.« Er reichte ihr die Hand. »Ich leite hier die Untersuchungen.«

»Tara Skull. Kellnerin im Kangaroo Den.«

»Nun gut. Da wir uns ohnehin hier getroffen haben, werde ich Ihnen ein paar Sachen erklären. Allzu viel können wir Ihnen nicht verraten – dazu bin ich nicht

befugt –, aber ein paar Dinge ins rechte Licht rücken. Im Gegenzug beantworten Sie mir ein paar Fragen. Klingt das nach einem Deal?«

Hatte sie denn eine Wahl?, überlegte Tara. Sie stand dort mit zwei Irren im Mondschein auf einem Feld, während nebenan eine Kreatur im Keller hockte, die vielleicht ihre Schwester verstrahlt hatte. Vielleicht war aber auch dieser Stoatan selbst dafür verantwortlich, wer konnte das schon so genau sagen? Eine Flucht schien gerade unmöglich, also musste sie wohl oder übel mitspielen. Schließlich nickte sie ebenfalls.

»Gut. Dann werde ich Ihnen jetzt in möglichst einfachen Worten schildern, was sich bisher zugetragen hat. Soweit wir Bescheid wissen, heißt das.«

»Und so viel, wie jemand, der nicht in einem Van auf dem Feld haust, wissen darf? – Jetzt seien Sie wenigstens einmal still«, fuhr sie Herrn Barsch an, als dieser zu einem Kommentar ansetzte. Der klappte den Mund zu.

»Einige Kreaturen sind aus dem Inneren des Berges gekommen und hausen nun im Keller Ihrer Schwester. Die Wesen kommen aus dem Fels, vermutlich ernähren sie sich von Kalkstein. Sie kommunizieren mit Gesten und Klicklauten; ihre wahren Absichten bleiben uns jedoch verborgen. Wir wissen nicht, ob sie feindlich gesinnt sind, nur neugierig oder ob sie etwas von der Oberfläche benötigen. Doch wenn sie ihre Handflächen vollständig öffnen, senden sie Strahlung aus. Dadurch stellen sie eine Gefahr für die Bewohner der Siedlung dar; dagegen müssen wir etwas unter-

nehmen.«

»Daher kam diese ... Scherenkopf-Strahlung, von der Sie sprachen?«

»Genau. Wir benötigen also jemanden, der ein paar Erkundungen anstellen kann.«

»Jemanden wie Herrn Barsch?«

»Ihn haben wir losgeschickt, um zu kommunizieren. Doch die Gespräche sind festgefahren; uns steht nur ein begrenztes Vokabular zur Verfügung; zudem vermuten wir, dass wir ohnehin angelogen werden. Was wir jetzt bräuchten, wäre ein Spion. Eine Person, die sich unbemerkt zwischen den Wesen bewegen kann.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück bei der Suche nach einer dafür geeigneten Person!«

Herr Stoatan warf ihr einen langen Blick zu.

»Sie meinen mich?« Tara schüttelte den Kopf. »Sie spinnen doch! Und ich werde schon gar nicht irgendwas riskieren, solange meine Schwester um ihr Leben kämpft und meine Stammzellen vielleicht ihre letzte Hoffnung sind!« Sie sprang so heftig auf, dass der Wohnwagen wackelte. Als sie die Tür öffnete, wurde sie an der Schulter gepackt.

»Was ich im Keller beobachtet hatte, gibt mir Hoffnung. Frau Skull, diese Wesen sind eine ernsthafte Bedrohung. Wollen Sie, dass den anderen das Gleiche zustößt wie Ihrer Schwester?« Der Polizist sah ihr tief in die Augen. »Geben Sie sich einen Ruck!«

Tara knurrte. Die Art und Weise, auf die die beiden mit ihr umsprangen, missfiel ihr.

»Vielleicht können wir dafür sorgen, dass Ihrer

Schwester geholfen wird. Auch mit der Spende ist nicht garantiert, dass sie durchkommt.« Bereits im selben Augenblick musste Herr Barsch eingesehen haben, dass er die falschen Worte gewählt hatte, doch er konnte sie nicht zurücknehmen.

Tara sprang ein weiteres Mal auf die Tür zu. Diesmal war es Stoatan, der sie aufhielt. »Wir stellen einen Antrag. Das dauert aber bis morgen. Wir können nicht einfach Zivilisten für eine solche Aufgabe einsetzen«, meinte er, nun in Richtung des Polizisten. »Wir müssen uns erst eine Erlaubnis bei der Zentrale holen.« Er reichte Tara die Hand. »Sobald wir mehr wissen, werden wir Sie kontaktieren. Abgemacht?«

Sie nickte. Als sie diesmal in Richtung Tür ging, hielt niemand sie auf.

Kapitel 4

Was für Idioten! Wie gerne hätte sie jetzt mit ihrer Schwester geredet und etwas Dampf abgelassen. Doch alles, was sie tun konnte, war ein kurzer Blick aufs Handy. Natürlich prangte ganz oben eine Nachricht vom Kangaroo Den: »Tara, wenn du heute nicht erscheinst, bist du fristlos entlassen!« Die fünfte SMS in Folge. Offenbar war ihr Chef im Laufe des Monologs immer wütender geworden. Sie tippte ein: »Fick dich« und drückte auf Senden, ehe sie es sich anders überlegen konnte.

Es hatte etwas seltsam Befreiendes. Wen interessier-

te ein Aushilfsjob, wenn die Schwester im Krankenhaus lag und auf einmal Monster erschienen waren, die vielleicht eine Invasion planten? Beinahe hätte sie ihr Mobiltelefon in den Bach geschmissen, der im Graben am Wegesrand plätscherte. Im letzten Moment fiel ihr noch ein, dass sie unbedingt erreichbar bleiben musste, sowohl für die Nachrichten vom Krankenhaus als auch für etwaige Mitteilungen dieser komischen Kerle.

Also tat sie das einzig Vernünftige: Sie lief so schnell wie möglich nach Hause und nahm eine Dusche. So heiß wie möglich; zudem schrubbte sie mit der Bürste die Haut an ihren Armen, bis es brannte. Dann wickelte sie sich in ihren Bademantel und schlurfte zum Sofa. Mit zwei Tüten Chips und einer Flasche Limo ließ sie sich aufs Sofa plumpsen. Sie wählte einen B-Movie aus – jetzt erst recht! –, in dem zwei extraterrestrische Wesen eine Käsetheke unsicher machten. Was die Außerirdischen weiter anstellten, bekam sie nicht mehr mit, denn die Bilder auf dem Bildschirm vermischten sich mit denen aus ihren Träumen ...

Sie erwachte vom Klingeln des Handys. Der Tonklang gedämpft, aber so nah an ihrem Kopf, dass sie es auch in der Sofaritze noch hören konnte. Sie schob die Hand in den Spalt, angelte nach dem Gerät und murmelte hastig: »Ja.«

»Wir freuen uns sehr, Sie als Teil unseres Teams begrüßen zu dürfen.«

»Wie bitte?«

»Natürlich nur, wenn Sie die Trainingseinheiten überstehen. Aber da mache ich mir keine Sorgen. Treffen Sie uns heute Abend an der Adresse, die ich Ihnen gleich schicke.«

»Okay?«

»Gut. Dann bis später!« Damit legte der Anrufer auf.

Tara wischte sich einen Chipskrümel aus dem Mundwinkel. Was war da gerade eben passiert? Offenbar hatte sie den Anruf nicht nur entgegen genommen, sondern auch den Auftrag bestätigt. Sie überlegte, ob sie zurückrufen und das Missverständnis aufklären sollte. Doch ihre Neugier war geweckt; sie musste wissen, was für eine merkwürdige Organisation für die Sache mit dem Van verantwortlich war. Außerdem war es gerade erst acht Uhr. Das war früh genug, um nicht nur den Termin für den Knochenmarkspende-Test wahrzunehmen, sondern auch noch ihre Schwester zu besuchen, bevor sie sich zu den merkwürdigen Typen aufmachte.

Sie starrte auf den Bildschirm – der Abspann der DVD lief noch immer im Dauer-Loop. Sie schüttelte sich beim Anblick der sprechenden Käselaiibe. Alles, was man in einer Endlosschleife hörte, bekam einen unheimlichen Beigeschmack. Sie schaltete den Fernseher aus, sprang noch einmal unter die Dusche. Ein weiterer Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass sie gerade noch Zeit für ein Butterbrot hatte, ehe sie sich mit dem Fahrrad auf den Weg zum Testzentrum machte. Sie nahm den Weg durch den Torbogen in die Innenstadt, fuhr am McDonalds vorbei, dessen Toilette bereits seit

Jahren in blauem Licht strahlte (dem Umstand geschuldet, dass sich hier die Süchtigen ihren Schuss setzten), dann auf das Gelände des Uniklinikums zu. Das sah erstaunlich einladend aus, hätte beinahe als Kurort durchgehen können. Zumindest von außen.

Sobald Tara die Eingangstür öffnete, wehte ihr der typische Geruch nach Chemikalien und Krankheit entgegen. Sie hustete. Die Frau an der Rezeption blickte zu ihr auf. »Haben Sie einen Termin?«

Tara nickte.

»Name und Geburtsdatum?«

»Tara Skull, 17. Juli 1987.«

»Für neun Uhr dreißig?«

»Genau.«

»Bitte füllen Sie diese Unterlagen aus.« Die Rezeptionistin drückte ihr ein Klemmbrett mit ein paar Papierbögen in die Hand und deutete auf eine Reihe mit Stühlen. »Bitte nehmen Sie so lange dort drüben Platz. Warten Sie, bis ich Sie aufrufe.«

Die Sätze musste die Frau auswendig gelernt haben, denn außer Tara befand sich nur ein älterer Herr im Wartesaal, der die Schnur der Gardine kreisen ließ und dabei schmatzende Geräusche machte. Die Empfangsdame beobachtete sie, und tatsächlich: Sobald Tara den letzten Strich auf das Papier gesetzt hatte (ihre Unterschrift), rief die Frau ihren Namen.

»Bitte begeben Sie sich in Zimmer 117, erster Stock. Klopfen Sie an und warten Sie, bis Sie hereingerufen werden.«

Tara war froh, die Halle zu verlassen, auch wenn

der chemische Geruch schlimmer wurde, je tiefer sie in das Gebäude eindrang. Ihr wurde mulmig zumute. Dabei konnte das, was sie dort erwartete, unmöglich so schlimm sein wie ihr Erlebnis in der letzten Nacht!

Immerhin musste sie diesmal nicht warten. Als sie in den Gang einbog, kam ihr gleich ein Herr entgegen und reichte ihr die Hand. »Sie müssen Frau Skull sein?«

»Eben die.«

»Dann kommen Sie bitte einmal mit; wir haben bereits alles vorbereitet.«

Sie wurde in eine winzige Kammer geführt, in der sich lediglich ein Tisch und zwei Stühle sowie einige Schränke befanden. Ein bisschen wie bei ihrer Frauenärztin, wenn sie nicht gerade auf dem unsäglichen Stuhl liegen und Dinge über sich ergehen lassen musste. So läuft das immer, überlegte sie, während sie auf dem vorderen Stuhl Platz nahm. Erst köderten sie die Patienten mit einer angenehmen Umgebung, und dann zerrten sie sie in einen Untersuchungsraum und stellten fiese Dinge mit ihnen an!

»Frau Skull?«

Sie nickte.

»Wie ich sehe, haben Sie keine Vorerkrankungen oder bekannten Allergien?«

»Keine, die mir bekannt wären.«

»Sehr schön; dann kann ich Ihnen gleich den Ablauf der Untersuchung erklären. Wir werden ein EKG – also eine Untersuchung des Herzens – vornehmen und ein Ultraschallbild erstellen. Außerdem müssen

wir Ihnen Blut abnehmen. Haben Sie Angst vor Spritzen?«

Tara schüttelte den Kopf.

»Sofern Sie die notwendigen Voraussetzungen erfüllen – das heißt, sofern Sie und Ihre Schwester kompatibel sind –, werden wir Sie ein weiteres Mal einladen. Mögliche Nebenwirkungen bei der Stammzellenspende sind grippeähnliche Symptome und Kopfschmerzen. Langfristige negative Effekte sind uns nicht bekannt. Zur Sicherheit werden wir Sie ein bis zwei Tage im Krankenhaus behalten.«

»Jetzt gleich? Ich hab mich gar nicht vorbereitet!«

»Leider sind wir nicht so schnell; wir benötigen drei Wochen, bis wir alle Ergebnisse haben.«

»So lange? Meine Schwester benötigt so schnell wie möglich eine Spende!«

»Darum sind Sie also hier? Um Ihre Schwester zu retten?«

»Sie ist radioaktiv verstrahlt.«

»Sofern Sie keine unerwartete Infektion bekommt, wird Sie noch eine Weile durchhalten, nehme ich an. Selbst sehr hohe Dosen an Radioaktivität führen erst spät zum Tod.«

Sie erklärte noch eine Menge mehr; Tara bekam ein weiteres Mal von einer »Walking Ghost Phase« zu hören und dass sich die ersten Effekte erst zeigten, sobald die jetzigen Zellen abgestorben waren und keine gesunden mehr nachgebildet wurden. Doch Tara konnte sich nicht mehr konzentrieren. Sie fühlte sich selbst wie ein Geist, als sie durch die Gänge zum

nächsten Raum schwebte. Dort wurden ihr Elektroden mit Stickern auf den Körper geklebt. Die waren feucht und kalt, als würden Neunaugen an ihr nuckeln. Angeblich bissen die keine Menschen, bevorzugten Fischblut, doch man konnte nie wissen, was die konzentrisch angeordneten Zahnreihen in den runden Mäulern anrichteten, wenn sie einem an den Arm gepresst wurden ...

»Ist Ihr Puls immer so hoch?«

Die Frage der Krankenschwester riss sie aus ihren Tagträumen. Sie schüttelte den Kopf.

»Dann wird es wohl am Arztbesuch liegen. Selbst mir wird ganz komisch, wenn ich in einem Behandlungszimmer liege, wissen Sie? Das ist ganz normal.«

Tara fragte sich, ob die Geschichte mit den Neunaugen auch als »normal« durchgehen konnte, aber sie bemühte sich, nur zu lächeln, und ließ die Prozedur über sich ergehen. Sie wurde aus den Linien nicht schlau, die der Apparat ausspuckte, aber die Schwester nickte zufrieden und winkte sie dann in ein weiteres Zimmer, in dem sie ihr Schleim auf den Körper schmierte und dann mit einem Gerät über ihre Haut glitt. Wieso musste hier alles feucht und eklig sein?, fragte sie sich. Zum krönenden Abschluss gab es noch eine Spritze. Die war, objektiv betrachtet, das Scheußlichste von allem, aber zumindest kannte Tara das Prozedere.

Das »In ein paar Wochen senden wir Ihnen das Ergebnis« nahm sie nur nebenbei wahr; dann flüchtete sie auch schon durch den Haupteingang. Jetzt ein Eis!,

war ihr erster Gedanke, als sie in die Innenstadt stürmte. Mit zwei dicken Schokokugeln und einer Portion Haselnuss eilte sie über den Marktplatz, gleich auf das nächste Krankenhaus zu. Wenige Meter vor dem Eingang klingelte ihr Telefon.

»Skull am Apparat.«

»Hier Doktor Pendren. Befinden Sie sich zufälligerweise in der Nähe?«

»Ich bin bereits am Eingang.«

»Dann kommen Sie bitte gleich in mein Büro.«

Damit legte die Ärztin auf, ehe Tara auch nur eine Frage stellen konnte. Das konnte nichts Gutes bedeuten! Von plötzlicher Panik ergriffen lief sie in das nächste Stockwerk, nahm immer zwei Stufen auf einmal, rannte beinahe eine der Schwestern über den Haufen und sauste den Gang entlang. Beinahe bekam sie die Klinke nicht zu fassen; erst beim dritten Versuch erwischte sie den Griff und stürmte durch die Tür.

Die Ärztin warf ihr einen erschrockenen Blick zu.
»Frau Skull?«

»Bin da«, schnaufte Tara.

»Bitte setzen Sie sich.«

Zitternd ließ sie sich in den Stuhl fallen, wobei sie die Lehnen so fest packte, dass ihre Fingerknöchel weiß hervortraten.

»Möchten Sie vielleicht etwas zu trinken? Hinter Ihnen ist ein Wasserspender.«

Sie schüttelte den Kopf.

Die Ärztin machte dennoch eine Bewegung mit der

Hand, woraufhin sich eine weitere Frau in Bewegung setzte. Die hatte Tara beim Betreten des Zimmers gar nicht bemerkt! In dem Tank am Eingang zischte kurz die Kohlensäure; wenige Sekunden später wurde Tara ein Plastikbecher mit klarer Flüssigkeit gereicht. Sie starrte die Blasen an, beobachtete, wie sie platzten.

»Weshalb haben Sie mich angerufen? Gibt es doch schon ein Ergebnis von der Stammzellspende?«

»Leider noch nicht.«

Sie schluckte. Ein ungutes Gefühl breitete sich in ihrer Magengegend aus. »Warum dann?«

Doktor Pendren seufzte. »Gibt es jemanden, der Sie abholt? Oder zumindest jemanden, der ein wenig Zeit mit Ihnen verbringt?«

»Eine Horde durchgeknallter Männer, die den Erdboden auspendeln wollen.« Tara versuchte sich an einem Lachen, doch der Lautklang so falsch in ihren Ohren, dass er ihr Angst einjagte.

»Sie können auch noch eine Weile hierbleiben, wenn Sie möchten.«

Diese Leier stimmten Ärzte nur dann an, wenn etwas Schreckliches passiert war. Tara starrte die Sprudelbläschen an, als wären sie das Faszinierendste auf der ganzen Welt. Eines platzte gerade, gleich rückte ein weiteres nach. Die kleinen Kugeln drängelten, als gäbe es ein Sonderangebot.

»Erstmal. Vielleicht. Was ist denn nun?«

Die Ärztin holte tief Luft. »Ihre Schwester ist soeben verstorben.«

Da war er. Der Satz, der alles veränderte. Doch wo

blieben ihre Tränen? Tara konnte nur weiter in das Glas glotzen und den Bläschen bei ihrem Lebenszyklus zusehen. Eines wurde geboren, das Nächste starb. So war das immer, oder?

»Wir versichern Ihnen, dass ihr die bestmögliche Pflege zuteilgeworden ist. Sie muss noch weitaus mehr Strahlung abbekommen haben, als wir ursprünglich angenommen hatten. Das heißt, ihre Zellen wurden weitreichend zerstört, insbesondere das Immunsystem. Es kam zu einer Infektion, Fieber, Sepsis, dann ...«

Tara hörte die letzten Worte wie durch einen Tunnel. Das Krankenzimmer schien sich von ihr zu entfernen. Oder war sie selbst diejenige, die aus der Realität fiel? Sie blickte durch eine Röhre, an deren Ende weiter Wasser in ihrem Glas sprudelte, dazu kamen medizinische Fachbegriffe, mit denen sie nichts anfangen konnte. Schließlich unterbrach sie die Ärztin: »Ich glaube, ich möchte gern allein sein.«

»Sind Sie sicher?«

»Sobald wir hier fertig sind, werde ich mich zuhause hinsetzen.«

»Können Sie dort mit jemandem telefonieren?«

»Vielleicht. Ich werde einen Kaffee trinken; beruhigt mich.«

Doktor Pendren zog eine Augenbraue hoch. »Wenn Sie es sich anders überlegen, hier ist die Visitenkarte von unserem Seelsorger.« Sie drückte Tara ein Stück Pappe in die Hand. »Trauerberatung« stand darauf. »Alice von Drosgen.« Tara steckte es achtlos in ihre

Hosentasche. »Kann ich meine Schwester noch einmal sehen?«

»Aber selbstverständlich. Meine Assistentin wird Sie begleiten.«

Tara klammerte sich weiter an ihren Becher, während die Schwester sie durch das Hospital führte. Die Gänge des Gebäudes überlagerten sich mit dem Tunnel, der zwischen ihr und der Wirklichkeit lag.

Als sie den leblosen Körper ihrer Schwester sah, fiel sie schlagartig in die Realität zurück.

Lindas fahles Gesicht, voller blauer Flecke! Das Haar klebte noch an den Schläfen; sie musste stark geschwitzt haben. Tara blickte die Assistentin an. »Ich hoffe, sie musste nicht allzu sehr leiden?«

»Keine Sorge. Sie war ausreichend mit Medikamenten versorgt. Eigentlich war sie die ganze Zeit über sehr fit; sie hat noch vor ein paar Stunden Scherze gemacht. Sah allenfalls etwas fahl um den Mund herum aus. Aber dann passierte alles ganz schnell. Die Einblutungen in ihrem Gesicht, das Fieber, schneller Puls ... Sie hat schnell das Bewusstsein verloren. Wir alle waren überrascht.«

Tara blickte ihre Schwester an, wollte ihr über die Wange streichen – da hielt sie die Schwester zurück. »Sie sollten sie nicht berühren. Sicherheitshalber. Wir wissen erst mehr nach der Autopsie.«

Tara seufzte. Vermutlich deutete die Pflegerin dies als Zeichen des Widerwillens, denn sie fügte hinzu: »Tut mir leid; wir müssen eine Untersuchung einleiten. Die Umstände ihres Ablebens erfordern eine Er-

mittlung; die Polizei hat sich bereits eingeschaltet.«

»Keine Sorge, das ist es nicht. Ich bin nur ... Ich habe nicht mit ihrem Tod gerechnet. Sie sah gestern noch so gesund aus; und alle sprachen davon, dass noch Zeit wäre für die Stammzellspende.«

»Es kam wirklich überraschend; andernfalls hätten wir Ihnen erlaubt, die Nacht mit ihr zu verbringen.«

»Das wäre schön gewesen. Würden Sie uns bitte jetzt ein wenig alleinlassen?«

»Wenn Sie mir versprechen, sie nicht zu berühren?«

»Keine Sorge. Ich möchte nicht Ihre nächste Patientin sein. Nichts gegen Sie, aber ...«

»Ich verstehe schon. Eine Viertelstunde, in Ordnung?«

»Danke.«

Kapitel 5

»Jetzt erst recht!«, war ihr erster Gedanke, nachdem sie aus einem Meer von Tränen auftauchte. »Jetzt gehe ich zu dieser Paraforce und schau, ob ich was gegen die Biester aus der Tiefe tun kann. Das bin ich Linda schuldig.«

Sie wischte sich die Tränen mit einem Waschlappen aus dem Gesicht, legte eine dicke Schicht Schminke auf. Das interessierte sowieso niemanden; immerhin wirkten die Männer, mit denen sie verabredet war, nicht so, als ob sie viel Wert auf Äußerlichkeiten legten. Aber es gab ihr ein besseres Gefühl.

Dann erst warf sie einen Blick auf die Nachricht von Herrn Barsch. »Katzenweg 25«, stand da, »19.00 Uhr.« Den angegebenen Ort musste sie erst auf der Karte suchen. Irgendwo bei der Mühle, abseits der Hauptstraßen, in einer Senke zwischen zwei Erhebungen, von denen die eine zum Haus von ihrer Schwester führte.

Bis zur angegebenen Uhrzeit waren es noch drei Stunden. Die Zeit verbrachte sie damit, im Internet nach der Paraforce zu suchen – doch sie wurde nicht fündig; sie stolperte nur über Filme und Buchserien. Dann gab sie »Steinwesen mit radioaktiver Strahlung ein«, doch hier fand sie nur Einträge über radioaktive Edelsteine. Wer hängte sich freiwillig so etwas um den Hals? »Felswesen Freiburg«, stieß jedoch nur auf Seiten für Wanderer.

Schließlich klappte sie den Laptop zu, ließ ihn im Schrank verschwinden (wer weiß, ob bei ihr nicht auch einer der Schnüffler herumschlich) und schritt dann in bewusst aufrechter Haltung durch die Tür.

Der Weg zum Treffpunkt dauerte länger als erwartet, doch sie war noch immer zu früh. Ob sie schon anklopfen sollte oder lieber noch ein paar Runden um den Block drehen?

Herr Barsch nahm ihr die Entscheidung ab: Er stieg aus einem grauen Fiat (kein Streifenwagen, wie sie bemerkte) und streckte ihr gleich die Hand entgegen. »Es freut mich sehr, dass Sie kommen konnten!«

»Mich auch?«

Er lachte bellend; sein Bauch wackelte dabei. »Sie

brauchen sich nicht verpflichtet zu fühlen, uns zu schmeicheln. Warten Sie erst einmal ab, wie sich die Sache entwickelt.« Er deutete auf einen Seiteneingang. »Den bevorzuge ich. Es sei denn, Sie wollen noch eine halbe Stunde warten und dann in einem großen Auftritt durch den Haupteingang schreiten?«

»Bloß nicht!« Tara schüttelte sich bei dem Gedanken daran.

»Gut; dann sind wir uns zumindest in der Hinsicht einig.« Herr Barsch watschelte los. Er setzte tatsächlich beim Laufen beide Füße nach außen, wie ihr jetzt auffiel. Als er zum Weg kam, musste er sich ducken, denn das Dach hing bis fast auf den Weg hinab. Es war mit Reed gedeckt – eigentlich unüblich für die Gegend hier – und bestand ansonsten aus dunkelbraunen Balken und einem Gemisch aus weißem Lehm, wie es bei den älteren Gebäuden üblich war. Als der Polizist die Tür öffnete, konnte sie den typischen Geruch, der solchen Gemäuern anhaftete, ausmachen. Sie folgte dem Ermittler über dick gewachstes Laminat in einen Saal, an dessen Decke ein riesiger Kronleuchter hing. Die mit Brettern vernagelten Fenster machten den pompösen Eindruck jedoch gleich wieder zunichte – und die etwa zwei Dutzend Gestalten, die sich in der Mode nicht nur um eine Saison, sondern zum Teil gleich um mehrere Jahrzehnte verirrt hatten.

»Hey, wen haben wir denn da? Ist das unsere neue Anwärtlerin?«

Tara zuckte zusammen; sie hatte den Mann, der sich

ihr von der Seite näherte, nicht bemerkt.

»Sind wir etwas schreckhaft?« Er beäugte sie wie einen kleinen Welpen; dabei zwirbelte er seinen Schnurrbart.

»Normalerweise nicht. Aber heute ist kein normaler Tag.«

»Natürlich. Man wird selten in etwas so Interessantes eingeweiht wie das, was wir Ihnen heute präsentieren können.«

Tara hatte bei ihrem Kommentar an den Tod ihrer Schwester gedacht, doch sie zog es vor, ihn nicht darüber aufzuklären.

»Aber wo sind denn bloß meine Manieren geblieben?« Er nahm den Hut vom Kopf und verbeugte sich. »Herr von Bühren, Leiter des hier ansässigen Zweiges der Paraforce.«

»Tara Skull. Ehemalige Kellnerin im Kangaroo Den.«

»Kellnerin? Dann wissen Sie zumindest, wie Sie sich gegen unliebsame Gesellen zur Wehr setzen können, nicht?«

»Bei den Gästen schon. Beim Chef hat es nicht so gut geklappt.«

»Gefeuert, hm? Kopf hoch, hier finden Sie einen besseren Job. Mit Ihrem Talent!«

»Was meinen Sie damit?«, wollte Tara wissen, doch in diesem Moment drehte sich der Herr um und begrüßte den nächsten, diesmal mit Küsschen rechts und links.

In was für eine Welt des Wahnsinns war sie bloß hi-

neingestolpert?, überlegte sie, während sie sich hinter Herrn Barsch durch das Getümmel quetschte.

»Am besten, Sie suchen sich gleich einen Stuhl. Der Vortrag muss in wenigen Minuten losgehen.« Der Polizist schob sich an der Wand entlang in den hinteren Bereich des Saals. Tatsächlich standen dort etwa zwei Dutzend Klappstühle. Tara ließ sich auf einem davon nieder. Unter ihr knackte es bedenklich. Hoffentlich brach das Ding nicht während des Vortrages auseinander!

Nach und nach setzten sich auch die anderen Gestalten. Nun war der Blick nach vorne frei. Dort sah sie ein Rednerpult; gleich dahinter hielt Herr von Bühren einen fetten Foliant fest, mit dem er nun auf das Pult schlug. »Ruhe bitte!«

Sofort verstummte das Getuschel; man hörte nur noch das Rascheln von Kleidung, als die Menschen Platz nahmen.

Der Leiter räusperte sich. »Ich freue mich sehr, dass Sie heute so zahlreich erschienen sind. Wie Sie alle wissen, haben wir derzeit ein ernstes Problem; daher haben wir eine außerordentliche Mitgliederversammlung anberaunt. Deswegen und natürlich, da wir ein neues Talent entdeckt haben. Begrüßen Sie alle mit mir – Tara Skull!«

Wieder das Rascheln von Kleidung; alle drehten sich zu ihr um. Sie spürte, wie sie rot anlief.

»Diese junge Dame besitzt ein außerordentliches Talent. Ein Talent, das wir noch etwas trainieren müssen, um es in vollem Umfang einsetzen zu können,

doch es ist bereits derart ausgebildet, dass sie sich unbemerkt in den Keller der Steinwesen hat schleichen können.«

Ein Raunen ging durch die Reihen.

Tara starrte den Boden an. Hätten die sie nicht vorwarnen können? Ihr war gerade überhaupt nicht danach, im Mittelpunkt zu stehen!

»Natürlich müssen wir erst beratschlagen, ob sie einen Platz in unseren Reihen verdient. Dazu bitte ich Sie alle um Ihre Stimmen. Herr Stoatan hat bereits einen Zettel eingereicht; von ihm stammt der Vorschlag. Wer für Tara Skulls Aufnahme ist, hebt bitte die Hand.«

Zu ihrer Überraschung wollten alle, dass sie dabei war. Hatte sie wirklich ein derart mächtiges Talent, dass jeder ihre Hilfe benötigte? Sie starrte auf den Sitz vor sich und bemerkte, dass sie schon wieder rot anlief. Zu ihrem Entsetzen deutete der Vorsitzende nun auch noch mit der Hand auf sie. »Ich gratuliere; herzlich willkommen in unseren Reihen! Bitte kommen Sie nach vorne. Sie möchten sich doch bestimmt ausführlich vorstellen?«

Eben dies mochte sie überhaupt nicht, aber sie zwang ein Lächeln auf ihr Gesicht und starrte in die Menge. »Ähm, ja ... vielen Dank! Wenn Herr von Bühren mir jetzt noch erklärt, worum es genau geht, kann ich anfangen, oder?«

Ein Lachen ging durch die Menge; dabei war ihr Kommentar nicht als Scherz gedacht gewesen.

Auch der Leiter stieß ein kurzes, glucksendes Ge-

räusch aus, das sein Amüsement ausdrücken sollte, jedoch eher wie Schluckauf klang. »Leider können wir Sie noch nicht bitten, ihr Talent vorzuführen. Dafür benötigt unser Neuling noch ein wenig Training. Wie mir Stoatan und Barsch jedoch versichert haben, hätte sie ohne Weiteres mit uns im Saal stehen und uns belauschen können, ohne dass auch nur eine Person ihre Anwesenheit bemerkt hätte.«

Da übertrieb er, fand Tara. Sie hatte in ihrem Leben schon oft gut mit der Masse verschmelzen oder sich unbemerkt in ein Zimmer schleichen können, aber wirklich unsichtbar konnte sie sich nicht machen. Wäre ja auch ein bisschen abwegig gewesen; so etwas wie Magie gab es schließlich nicht. Oder?

»Da bin ich entschieden anderer Meinung«, ertönte eine Stimme in ihrem Kopf.

»Wie bitte?«, entfuhr es ihr.

»Sie haben richtig gehört. Ich hoffe, meine kleine Demonstration hat Ihnen gefallen?« Diesmal bewegte der Vorsitzende die Lippen.

»Haben Sie etwa in meinem Kopf herumgeschnüffelt?« Sie machte ein paar Schritte zurück.

»Jetzt verschreck das arme Mädchen doch nicht!«, ertönte es von weiter hinten im Saal. »Bloß, weil du dich nie beherrschen kannst und ständig mit deiner Fähigkeit angeben musst!«

»Sie hatte sich gefragt, ob es echte Magie gibt. Diese Frage wäre hiermit beantwortet.« Herr von Bühren schenkte ihr ein butterweiches Lächeln.

»Heißt das, ich kann mich wirklich unsichtbar ma-

chen?« Schon gewann die Neugier wieder die Oberhand. Dass sie alles genau wissen wollte, hatte sie schon als Kind öfter in Schwierigkeiten gebracht.

»Wenn Sie ein wenig trainieren, dann in ein, zwei Jahren vielleicht. Darum fangen wir am besten sofort damit an.«

»Gleich hier?«

Der Leiter schüttelte den Kopf. »Im Keller haben wir die nötigen Vorkehrungen getroffen. Herr Barsch, führen Sie sie bitte nach unten.«

Tara hörte einen Stuhl quietschen; dann kam der Polizist nach vorne. »Folgen Sie mir bitte.«

Sie tat wie geheißen; dabei versuchte sie die ganze Zeit, an Kängurus zu denken. Eigentlich dachte man eben nicht an Kängurus, oder sollte es zumindest probieren, aber in diesem Fall erschienen ihr diese Gedankengänge als die harmlosesten. Sie wollte sich nicht noch eine Blöße geben.

Als hätte der Ermittler ihre Gedanken ebenfalls gelesen (aber das traute sie ihm nicht zu), meinte er in diesem Moment: »Keine Sorge; Herr von Bühnen kann deine Gedanken nur lesen, wenn du in Sichtweite bist. Und maximal zwanzig Meter weit. Sei froh, dass Elisa nicht da ist; bei der geht das auch mit geschlossenen Augen und hundert Meter weiter zwischen Büschen versteckt!«

»In was für ein Irrenhaus haben Sie mich geschleppt?«, entfuhr es Tara, noch ehe sie sich zurückhalten konnte.

»Die meisten sind ganz in Ordnung. Bisschen einge-

bildet – vermutlich macht das die Entdeckung ihrer Talente mit ihnen –, aber sie haben das Herz am rechten Fleck.«

»Was ist Ihres?«

»Meines?«

»Ihr Talent. Was können Sie, was andere nicht können?«

Zu Taras Überraschung lief der Ermittler rot an.

»Etwas, das Ihnen peinlich ist? Wie geht das?«

»Nun ja ...«

Tara musste keine Gedanken lesen können, um zu wissen, dass er keine edle Fähigkeit besaß, wie etwa Unsichtbarkeit oder Telepathie. Aber was konnte so schlimm sein, dass man es verschweigen wollte?

»Wenn ich an Scheiße rieche, kann ich Spuren aufnehmen. Die leuchten dann bunt.«

»Sie verfolgen also normalerweise Hunde? Oder halten Sie sich in der Kanalisation auf und versuchen dort, die Hinterlassenschaften von Straftätern zu finden?«

»Lachen Sie nicht! Das hat uns bereits mehrmals weitergeholfen!«

»Zum Beispiel wann?«

»Die Steinwesen haben sich in der Wohnung Ihrer Schwester erleichtert. Neben dem Bett. So wusste ich, dass die Biester aus dem Keller kamen.«

Tara schnaubte. »Sie meinen das ernst, oder?«

»Natürlich; und ich kann noch andere Körpergerüche verfolgen!«

Jetzt konnte sie nicht mehr an sich halten. In ihr

gluckste es erst, dann prustete sie – und spuckte dem Polizisten mitten ins Gesicht. »Tschuldigung!«, stieß sie hervor, ehe sie in das finale Stadium ihrer Lache wechselte: ein Schluckauf artiges Crescendo, das in Quieken gipfelte, wie es die Seehunde beim Anblick von Fisch ausstoßen. Dabei fand sie es nicht einmal derart komisch, dass der Polizist sein eigener Spürhund war, vielmehr löste sich in ihr die Anspannung des vergangenen Tages. Irgendwie musste sie etwas von den Emotionen loswerden, die sie so sehr aufwühlten: Probleme im Job, die Schwester im Krankenhaus, dann die Konfrontation mit dem Übernatürlichen, zum Schluss Lindas Tod. »War alles ein bisschen viel für mich!«

Herr Barsch nickte. »Ich hole Ihnen einen Kaffee. Wenn Sie sich beruhigt haben, beginnen wir mit dem Training.«

Kapitel 6

Unter dem Haus befand sich zu ihrer Überraschung nicht nur eine Turnhalle, sondern auch noch ein kompletter Parcours. Es musste Monate gedauert haben, eine solche Anlage aus der Erde zu heben! Es sei denn natürlich, einer aus der Gemeinschaft besaß eine spezielle Fähigkeit, die ihm eben dies ermöglichte.

Das Training verlief überraschend gut. Tara bekam viel Lob von ihrem Lehrer und schaffte es am Ende, einige Male unbemerkt zu bleiben, obwohl der andere

wusste, dass sie im Raum war. Tatsächlich konnte sie sogar Herrn Barsch täuschen (der auf der Bank saß und ein Fischbrötchen verschlang). Er merkte an, dass ihre Fähigkeit offenbar darauf beruhte, dass sie andere Menschen täuschte, auf psychologischer Ebene. Das hieß, seine Spürnase war nicht in der Lage, sie zu finden; hingegen war sie einer Überwachungskamera schonungslos ausgeliefert.

Nach der Übungseinheit war sie vollkommen durchgeschwitzt. Man bot ihr an, die Duschen vor Ort zu nutzen, doch sie wollte lieber in ihre eigenen vier Wände gehen; dort konnte sie sich auch umziehen. Der Sinn stand ihr nicht besonders nach Einsamkeit, daher fragte sie (noch ehe sie sich davon abhalten konnte): »Wollen Sie vielleicht mitkommen? Ich glaube, ich bekomme Alpträume, wenn ich jetzt einfach so zurückkehre, als wäre nichts gewesen.«

Der Polizist riss die Augen auf. »Also, das ist jetzt keine Anmache oder so!«

»Gut. Ich ... ähm ... bin auch schon vergeben.«

Jetzt glotzte sie ihn an. »Echt?«

Er nickte. »Stoatan. Wir leben nicht zusammen, aber ...«

»Ach so. Na, dann. Wie wäre es mit einer Runde Chips und ... Horrorfilmen?«

Er lachte. »Sie schauen Gruselstreifen, um sich von den Alpträumen abzulenken? Klingt ausgezeichnet! Ich sehe mir auch immer wieder Dokus über Flugzeugunglücke an, um meine Flugangst zu überwinden.«

»Hat es geholfen?«
»Bis jetzt noch nicht. Was ist Ihre größte Angst?«
»Wespen. Wenn eine von denen auftaucht, fange ich an zu kreischen und krabbele unter die Tische.«
»Dann habe ich schon eine Idee, was wir uns heute ansehen.«

Stunden später. Nach einem zweifelhaften Horrorstreifen namens »Killerbienen-Tsunami Vol.5«, einem großen Becher mit salzigem Popcorn und dem »Slasher von Freiburg« nickte Tara auf dem Sofa weg. Aber nicht für lange.

Es musste etwa Mitternacht sein, als sie ein infernalischer Klingelton weckte: der Walkürenritt. Dann ertönte die Stimme des Polizisten. »Herr Barsch am Apparat. Was gibt's?«

Die Stimme des Anrufers drang so verzerrt aus dem Gerät, dass sie nur Wortfetzen verstand: »Notfall«, »sofort«, »Kommen Sie«. Warum der Ermittler so dringend vor Ort erscheinen sollte, bekam sie jedoch nicht heraus; das musste er ihr nach dem Telefonat selbst erklären.

»Die wollen, dass wir uns bei der Basis melden.
»Auch ich?«
»Auch Sie.«
»Aber ich bin doch noch nicht bereit!«
»Es handelt sich um einen Notfall. Sie müssen sofort jemanden in den Berg schicken. Ohne Sie haben wir keine Chance.«
»Und wie hoch ist meine Chance, das Ganze durch-

zustehen?«

Herr Barsch seufzte. »Wenn du nicht hingehst, werden viele Menschen sterben. Unsere Geräte können diese Steinwesen nicht austricksen; wir kommen nicht unbemerkt in ihren Bau. Du bist unsere einzige Hoffnung.«

Ob es die persönliche Ansprache war, die sie überzeugte, konnte sie später nicht mehr sagen. Es war ihr schon immer schwergefallen, Freunden eine Bitte abzuschlagen. Aber da regte sich noch etwas anderes in ihr. Pflichtgefühl? Neugierde? Wie durch einen Schleier hörte sie sich reden. »Gut. Was muss ich tun?«

»Durch den Keller gehen. Die Akh Nokh sind gerade mit Felsarbeiten beschäftigt; wir können unbemerkt das Haus betreten.«

»Bekomme ich Ausrüstung? Irgendeine Superwaffe, mit der ich mich zur Not zur Wehr setzen kann?«

»Am besten, das erklärt dir Stuart selbst; er kennt sich mit der Technik besser aus.«

Tatsächlich leuchteten Stoatans Augen auf, als er Tara eine Einführung in den Umgang mit dem Equipment gab. »Du bekommst eine Felszerstörer-Kanone.« Er drückte ihr einen Trichter in die Hand, an dessen spitzen Ende er den Lauf einer Pistole geklebt hatte. An der Seite der Waffe befand sich ein Zylinder. »Damit verursachst du Risse im Gestein, kannst dir einen Fluchttunnel erschaffen. Benutze sie nur im allergrößten Notfall, wenn du flüchten musst. Der Fels wird

leicht instabil; aber der künstlich erschaffene Durchgang sollte eine Weile halten.«

»Sollte?«

»Du hast die Ehre, den Fels- und Weltenzerstörer zu testen. Weltpremiere.«

Tara seufzte, deutete dann auf das schalenförmige Behältnis, das er in der anderen Hand hielt. »Und der Helm? Hat der auch irgendeine spezielle Funktion?«
»Es fallen manchmal Steine von der Decke. Die willst du nicht in deinem Schädel haben, oder?«

»Das nicht. Ich dachte nur ...«

»Was dachtest du? Dass der auch eine Spezialfunktion hat?« Stoatan schnaubte, dass sich sein Schnurrbart aufbauschte. »Bloß, weil hier einiges an magischem Zeug rumfliegt, heißt das nicht, dass wir nicht auch ganz mondäne Werkzeuge benutzen.«

»So wie diese Zange hier?« Tara hob etwas hoch, das wie eine Gartenschere aussah.

Der Schnurrbart erstarrte augenblicklich. »Leg das sofort wieder hin!«

»Wenn du meinst.«

»Ganz vorsichtig! Das ist ein mit Sprengstoff geladener Bergöffner, getarnt in Form eines Alltagsgegenstandes!«

»Ein was?«

»Dynamit!«

Sie erschrak und ließ die Zange fallen. Ein lautes Scheppern ertönte, als das Werkzeug auf den Boden des Vans knallte. Sie hielt die Luft an. Zählte in Gedanken runter. Wie lange dauerte es, bis das Ding

zündete?

»Quatsch!«, brummte da Herr Barsch. »Die explosive Waffe war was anderes! Mit diesem Werkzeug da hast du gestern noch eine Mutter festgedreht.«

»Stimmt ja, Anton! Ich hatte mich für die blaue Zange entschieden, weil die harmloser aussieht. Als ob ich einfach etwas so Gefährliches hier rumfliegen lassen würde!«

»Kann ich mir bei Ihnen nicht vorstellen.« Taras Kommentar triefte vor Sarkasmus, doch entweder konnte oder wollte Stoatan diesen nicht verstehen, denn er lächelte einfach nur.

»Eben. Wir sind verantwortungsbewusst, zielorientiert und zuverlässig.«

»Uns bleiben nur noch ein paar Minuten bis zum vereinbarten Treffen mit Herr von Beurens Assistentin.«

»Auch gut.« Stoatan warf einen letzten Blick in die Runde und drückte Tara schließlich einfach einen Ganzkörperanzug und einen Rucksack in die Arme. »Dann brechen wir am besten gleich auf.«

»Einfach so? Gibt es nicht noch etwas, das ich wissen müsste?«

»Eine Menge; den Rest presst dir die Assistentin mit ihrer Spezialfähigkeit ins Gehirn. Das ist etwas unangenehm, aber uns bleibt nicht genug Zeit für andere Methoden.«

Tara schluckte. Als Stoatan den Rucksack auf ihren Rücken wuchtete, ging sie in die Knie. »Der wiegt ja Tonnen!«

»Ich denke, den zusammenklappbaren Campingtisch und die Gasflasche kannst du hierlassen«, brummelte Herr Barsch.

»Das steht doch auf der Liste für die Expeditionen ins Umland?«

»Wenn man sich unbemerkt durch ein Höhlensystem schleichen möchte, ist leichtes Gepäck hilfreicher.«

Stoatan seufzte; Tara fühlte, wie er in ihrem Gepäck wühlte. Als er es ein weiteres Mal zusammenschnürte, konnte sie wieder aufrecht stehen.

»So besser?«

Sie nickte.

»Dann brecht ihr beiden jetzt am besten auf.«

Kapitel 7

Das Haus ihrer Schwester wirkte düster. Tara fragte sich, ob es an Lindas Abwesenheit lag oder an den Gestalten im Keller, deren Aura den Ort verpestete. Vielleicht bildete sie sich all das aber auch nur ein, und das Gebäude sah aus wie immer.

Die eingepflanzten Anweisungen von Herrn von Beurens Assistentin lagen ihr schwer im Magen. Diese hatte ihr noch einiges an Equipment mitgegeben und ihr jedes einzelne davon erklärt, ehe sie sich wieder davon gemacht hatte. Von den Apparaturen mit Sendevorrichtung und weiteren Finessen fühlte sich Tara halbwegs überfordert; sie hoffte, im entsprechenden

Moment auf die richtigen Hilfsmittel zurückgreifen zu können. Da musste sie improvisieren, das hatte sie überhaupt nicht trainiert.

Aus dem Untergrund drangen gedämpft Schläge an ihr Ohr. Die Begegnungen mit den Menschen hatten offenbar nicht dazu geführt, dass die Steinwesen ihre Arbeit einstellten, im Gegenteil. Die Geräusche schienen nun von überall her zu kommen. Aus der Wiese nebenan leuchtete ein Strahl gegen die Wolken – nur fahl, gerade eben zu erahnen. Dort musste es einen Riss im Boden geben, vielleicht auch eine Spalte, die die Unterirdischen zu einem Nebenausgang erweiterten. Planten sie eine Invasion? Wollten die Wesen die Stadt übernehmen?

»Du hast zu viele Horrorfilme gesehen!«, sagte sie sich selbst. »Hör auf zu zittern und rei dich zusammen!« Ihr Verstand schluckte diese Aufforderung, doch in ihren Eingeweiden spürte sie die Angst sitzen; sie wühlte dort wie Würmer im Darm.

»Der erste Einsatz ist immer der schwierigste«, flüsterte Herr Barsch.

Tara schloss die Augen. »Ich beneide dich um dein Talent! Wahrscheinlich musstest du bisher nur Leute ausfindig machen, nicht in so ein düsteres Loch hinabklettern.«

»Ich war auch schon unten, erinnerst du dich?«

Sie nickte. Allerdings schien die Begegnung im Keller bereits Ewigkeiten zurückzuliegen, als ob sie aus einem anderen Leben stammte.

»Dann schaue ich mal, was ich so zustande bringe.

Ich hoffe, wir sehen uns wieder.«

»Das hoffe ich auch!« Der Polizist drückte sie fest an sich, hüllte sie in eine Schweiß getränkte Umarmung, die sie normalerweise zutiefst verabscheut hätte. Jetzt hätte sie sich am liebsten bis in alle Ewigkeit an ihn geklammert.

Stattdessen schritt sie auf das Loch im Keller zu. Kalt und feucht wehte ihr die Luft entgegen, als würde sie am Rand eines U-Bahn-Schachts stehen. Doch keine Gesprächsfetzen drangen an ihr Ohr, kein dummes Gedudel im Hintergrund, wo jemand zwanzigmal am Tag denselben Song über eine Lautsprecheranlage abspielte. Nur das Hämmern dröhnte – viele, viele Schläge, die den Untergrund erschütterten.

Sie schluckte, atmete tief durch, konzentrierte sich auf das Gefühl, nicht entdeckt werden zu wollen. Der Wunsch musste ausreichen, um sie zu verbergen, aber sie musste daran glauben. Solange sie sich im Schatten hielt, würde sie es schaffen.

Sie öffnete die Tür zum Keller einen Spalt breit – nur so weit, dass sie sich mit eingezogenem Bauch hindurchzwängen konnte. Diesmal trug sie die speziellen Schuhe, die ihr die Assistentin ebenfalls mitgegeben hatte. Die Sohlen waren weich und biegsam, wie bei Mokassins, damit sie sich perfekt an den Untergrund anpassten; dabei waren sie aber dick genug, um sie vor spitzen Steinen auf dem Boden zu schützen. Sie schob die Füße über die Stufen, bis sie weit genug unten war für einen Blick in die Runde.

Diesmal fiel kein blaues Licht in den Raum. Wenn

sie keine Kontaktlinsen getragen hätte, die als Nachtsichtgerät dienten, hätte sie sich nicht zurechtgefunden. So sah sie jedes einzelne Regal in Sepiatönen (die Technik unterschied sich ein wenig von den beim Militär üblichen Apparaten). Die Vorräte hier unten waren sauber aufgereiht und etikettiert, jedoch hoffnungslos von Spinnweben überzogen: Ein Raum, den ihre Schwester vor dem Zwischenfall mit den Ratten ebenso penibel sauber gehalten hatte wie die oberen Stockwerke. Da war Linda eine absolute Pedantin.

War. Vergangenheit.

Der Gedanke daran ließ Taras Puls in die Höhe schießen. Stoatan, der ihre Vitalwerte so gut es ging vom Van aus überwachte (im Inneren des Berges würde die Verbindung abbrechen), würde jetzt vermutlich denken, dass sie in Schwierigkeiten steckte, zumindest etwas entdeckt hatte, das sie ängstigte. Sie zwang sich zur Ruhe, zum gleichmäßigen Atmen. Es dauerte ein wenig, aber es funktionierte.

Sie überzeugte sich mit einem weiteren Blick in die Runde, dass ihr keines der Wesen auflauerte; dann schritt sie auf die Stelle zu, an der sich die Öffnung befand.

Ohne den blauen Schein, der aus dem Berg drang, kam ihr der Schacht viel schmaler vor. Vor allem um einiges niedriger. Sie musste gebückt gehen, in dieser halb aufrechten Position, die zwangsläufig binnen kurzer Zeit zu heftigen Rückenschmerzen führte. Mit der rechten Hand umklammerte sie den Stift, der zu vibrieren anfangen würde, sobald sich ihr einer der

Unterirdischen näherte. Stoatan hatte ihn extra auf die Vitalwerte dieser Wesen eingestellt.

Tara wusste es; dennoch zuckte sie zusammen, als sie das erste Signal spürte. Beinahe hätte sie den Stift fallengelassen. Sie überzeugte sich davon, dass sie noch niemand entdeckt hatte, dann zwängte sie sich in einen Spalt an der Seite des Ganges.

Jetzt hörte sie ein Geräusch, als würde man eine Steinplatte über eine Terrasse schleifen. Ein leises Klackern folgte, dann ein schwaches Leuchten. Die Füße des Wesens schoben sich in ihr Sichtfeld, drei Zehen mit gebogenen Krallen, die über den Boden kratzten. Der Geruch von faulen Eiern lag in der Luft, dazu kam ein säuerlicher Geschmack, der sich auf Taras Zunge breit machte. Sie gab sich Mühe, dem Ding nicht ins Gesicht zu gucken; das brach für gewöhnlich den Bann, und sie flog auf. Also starrte sie auf die Stelle, an der bei einem Menschen die Rippen lagen. Hier formte die steinerne Haut ebenfalls eine Art Brustkorb, doch dieser hob und senkte sich nicht, sondern ein Schlauch ragte aus dem »Bauchnabel«, wand sich um den Oberkörper, um dann wieder auf Höhe des »Kehlkopfes« einzudringen. Die Hände waren zu Fäusten geballt, sodass nur wenig blaues Licht durch die Lücken zwischen den Fingern drang. Die Bewegungen des Wesens waren langsam, als würde es spazieren, doch zu Taras Überraschung war es schon bald verschwunden. Offenbar wirkte es nur so langsam, schritt weit aus und überwand so innerhalb von kürzester Zeit eine große Distanz.

Sie lauschte weiter, ob dem ersten Unterirdischen kein zweiter folgte; dann trat sie aus ihrer Spalte hervor. In den nächsten Minuten fand sie sich in einem weitverzweigten Labyrinth wieder. Wenn sie kein Gerät bei sich getragen hätte, das eine Karte erstellte, während sie die Höhle durchquerte, hätte sie sich bestimmt verlaufen. So brauchte sie nur auf das Display an ihrem linken Unterarm tippen, um es zu aktivieren, und sah, welche Abzweigungen sie genommen hatte.

Als das Gerät eine Tiefe von 45 Metern anzeigte, wurden die Gänge breiter und höher. Jetzt konnte sie aufrecht gehen. Die Wände schimmerten hier purpurfarben. In einer Ecke wuchsen goldene Kristalle. Der Schein erhellte die Wände bis hinauf zur Decke, von der Stalaktiten herabhingen. Einige Meter weiter brach der Tanz der bunten Lichter ab, verloren sich in einer Kaverne, die sich an diesen Teil der Höhle anschloss.

Tara schmiegte sich an den Rand der Öffnung. Sogar durch den Schutzanzug konnte sie die Kälte spüren, die das Gestein ausstrahlte. Sie hoffte, dass der Stoff besser vor der Strahlung schützte, sollte sich eines der Wesen dazu entscheiden, seine Hand zu öffnen. Die erste große Frage, die sie klären sollte, war: Wo bekamen sie diese Mengen an Energie überhaupt her? Gab es eine unterirdische Energiequelle? Abgesehen von den glitzernden Steinen und den goldenen Kristallen bemerkte sie nichts Auffälliges.

Sie warf noch einen letzten Blick in die Runde; dann

betrat sie die Kaverne. Ihr fiel sofort das Plätschern auf. Gab es hier einen Fluss? Sie sah sich um, konnte jedoch nichts Auffälliges entdecken.

Dass sich einige der Wesen in der Nähe aufhielten, erkannte sie nicht nur am Surren des Stabes. Sie schlich vorsichtig voran, dennoch löste sich etwas unter ihr. Kiesel sprangen über den Boden, rollten über den mit Salz verkrusteten Boden, bis sie außer Hörweite waren. Sie presste sich feste gegen den Fels in ihrem Rücken. Das gab ihr ein Gefühl von Sicherheit. Dann tastete sie sich Stück für Stück an der Wand entlang. So brachte sie bestimmt hundert Meter hinter sich, wobei sie sich immer rechts hielt und die offene Fläche vor sich im Auge behielt.

Da tastete ihre Hand ins Leere.

Beinahe hätte sie das Gleichgewicht verloren, so abrupt endete die scheinbar schützende Wand in ihrem Rücken. Ihr entfuhr ein Laut; unwillkürlich ausgestoßen, klang er seltsam fremd in ihren Ohren.

Sofort mischte sich weiteres Klickern in die Geräuschkulisse der Höhle. Es war, als erwachte der gesamte Komplex zum Leben. Hier und da konnte sie ein bläuliches Schimmern erahnen. Zu ihrem Entsetzen krabbelte gleich neben der Öffnung eines der Wesen auf.

Sie machte einen Schritt in den Gang hinein, der so plötzlich vor ihr aufgetaucht war. Hauptsache, in Deckung gehen! Denn dass sie auf offener Fläche unsichtbar blieb, überstieg ihre Vorstellungskraft! Sie kauerte sich in die Nische, duckte sich, versuchte,

flach zu atmen, während sie die Unterirdischen beobachtete, die nun über den Platz strömten, auf dem sie sich noch wenige Sekunden zuvor aufgehalten hatten.

Das Klickern wurde immer lauter, schallte von den Wänden, wurde so oft zurückgeworfen, bis es einer Lawine glich, zumindest einer akustischen, deren Lautstärke sie vollkommen überwältigte. Dort mussten Hunderte von den Wesen leben, wenn nicht Tausende!

Sie machte einen weiteren Schritt in die Nische – und zuckte zusammen, als sie ein unmissverständliches Knacken hörte; ein Laut, so prägnant, dass er auch die Klangwelle von außerhalb durchdrang: das Geräusch von Eierschalen.

Wenn ein Gewehrschuss in der Kaverne losgegangen wäre, hätte der Effekt nicht gravierender sein können. Sofort verstummte das Klickern. Die Sucher hielten innen, streckten sich so weit wie möglich, sondierten mit all ihren Sinnesorganen die Umgebung. Dann ruckte der erste Kopf herum, der zweite folgte, der dritte, der vierte ...

Tara sah sich verzweifelt in der Nische um. Gab es hier drin denn nichts, das ihr Deckung bot? Irgendetwas, das sie dazu brachte, an ihre Sicherheit zu glauben?

Sie sah die zerbrochenen Schalen, sah die Zerstörung, die sie angerichtet hatte. Dazwischen hauchte ein kleines Wesen seine Lebenskraft aus. Die intakten Eier daneben vibrierten, als hätten die Embryos im In-

neren mitbekommen, was ihrem Geschwisterchen geschehen war. Hatten die Ungeborenen Angst? Oder waren sie wütend, wollten sie sich auf sie stürzen, wie es die Erwachsenen zweifelsohne gleich tun würden, sofern sie keinen Ausweg aus der Situation fand?

Der Stab in ihrer Hand vibrierte nun ebenfalls und so laut, dass er sie verraten musste. Sie ließ ihn fallen; er rollte zwischen die Eier.

Dann blickte sie nach oben, tastete die Wand nach einem Spalt ab. Fuhr mit den Fingern über die Rillen im Stein, über die Kristalle darunter, langte in die Ausbuchtung zu ihrer Rechten.

In der Halle schrien die Wesen. Ihr Kreischen klang beinahe wie Fingernägel auf einer Tafel. Sie tobten so sehr, dass sich in das Klickern das Rollen von kleineren Gesteinsbrocken mischte. Direkt vor der Eiablagestelle löste sich ein Fels und zerbarst in zwei Stücke. Für kurze Zeit versperrte eine Staubwolke den Blick auf die Kaverne.

Keine Sekunde zu früh. Genau in diesem Moment trat eines der Wesen heran, wollte die Eier inspizieren. Der Fels verfehlte es um wenige Zentimeter; es sprang erschrocken zurück, stieß einen Laut wie von einer verärgerten Gans aus. Zu Taras unendlicher Erleichterung zog es sich zurück.

Würde es später wiederkommen? Ihr blieb keine Zeit, darüber weiter nachzudenken; sie musste sich voll und ganz darauf konzentrieren, an ihre Unsichtbarkeit zu glauben. Die Nische musste als Deckung reichen, immerhin besaß sie eine besondere Kraft -

eine Gabe, die so außergewöhnlich war, dass die Mitglieder dieser Sondereinheit von Paraforce sie deswegen auserwählt hatten. Dabei hockten dort oben ein paar Dutzend talentierter Köpfe, die allesamt besser ausgebildet waren als sie, die gewiss ebenfalls phänomenale Dinge zaubern konnten. Und doch war sie diejenige, die hinabsteigen durfte.

Oder hinabsteigen musste? Vielleicht handelte es sich dabei um eine Prüfung. Wenn sie bestand, erhielt sie ihren Ritterschlag (oder was auch immer dieser Herr von Bühren dafür hielt). Andernfalls wurde sie zum Kollateralschaden. Bedauernswert, aber nicht zu ändern. Bestimmt machte sich nicht einmal jemand die Mühe, ihre Leiche aus der Höhle zu holen. Sie würde als Skelett in den Höhlen verwesen, einsam, bis vielleicht irgendwann einmal ein Wissenschaftler sie entdeckte und nach Jahrtausenden ein Stück ihres Schädelknochens ausbuddelte, das »auf wundersame Weise« erhalten geblieben war ...

Aber nein! Daran durfte sie nicht denken. Noch konnte sie ihr Schicksal selbst bestimmen. Noch konnte sie den Schleier um sich herum aufrechterhalten. Und das würde sie, selbst wenn sie eine halbe Ewigkeit in dieser Nische aushalten musste! Sie konzentrierte sich darauf, langsam und gleichmäßig zu atmen. Zog sich in sich selbst zurück. Blickte nicht in die Runde, achtete nicht auf die Umgebung. Sie konnte fühlen, wie sich ihr Puls verlangsamte, ihr Kreislauf runter fuhr, beinahe wie bei einem Tier in Winterstarre.

Sie konnte nicht sagen, wie viel Zeit vergangen war, als sie wieder aufblickte. Das, was sie von der Höhle sehen konnte, lag leer und verlassen da. Der Fels – dieser unscheinbare Gesteinsbrocken, der ihr vermutlich das Leben gerettet hatte – versperrte einen Teil der Sicht. Doch sie hörte auch kein Klickern mehr, keine rollenden Steine, keine Krallen auf dem harten Untergrund.

Sie richtete sich auf – und wäre beinahe ein weiteres Mal auf die Eier gefallen. Drei lagen dort noch, unverehrt, hübsch marmoriert. Daneben schaute eine winzige Kralle hervor, kaum zu erkennen in einem Brei aus Dotter und Schalen. Vorsichtig zog sie ihren gefühllosen Fuß nach. Ihre Arme waren in einem etwas besseren Zustand, jedoch bemerkte sie nun ein anderes Problem: Ihr Magen knurrte, krampfte schon vor Hunger. Entweder, sie war schon sehr lange hier unten, oder die Aufregung hatte sie jeglicher Energie beraubt. Mit zitterigen Händen zog sie sich über das Geröll, stützte sich darauf und warf einen Blick in die Runde.

Kapitel 8

Die Höhle lag verlassen da, als wäre nichts passiert. Einzig die heruntergefallenen Gesteinsbrocken zeugten von der Erschütterung. Die Ruhe nach dem Sturm. Tara hoffte, dass es nicht nur eine kleine Pause im Auge des Hurrikans war, die sie in falscher Sicherheit

wog, bevor die Rückseite des Wirbels sie mit umso größerer Wucht traf.

Sie steuerte sie nun auf das Geräusch des Wassers zu, hielt sich diesmal im Schatten der heruntergefallenen Felsen. Sie hoffte, dass das Plätschern nicht von einer Wand reflektierte und in Wirklichkeit aus einer ganz anderen Richtung kam. Andererseits konnte auch ein verzerrter Klang zur Orientierung dienen. Hauptsache, sie hatte einen Anhaltspunkt, etwas, das sie als Ziel nehmen konnte. Welchen Weg sie nahm, war im Grunde genommen unerheblich, da sie Informationen sammeln sollte. Solange ihre digitale Karte arbeitete, würde sie immer zurückfinden.

Das Gefälle nahm zu, je weiter sie sich zum Zentrum der Kaverne vorarbeitete; es wurde jedoch nicht so steil, dass sie Steigeisen hätte nehmen müssen. Das war ihr sehr recht, denn das Metall hätte zu viel Lärm verursacht. So lief sie geduckt und mit gebeugten Knien über den Abhang. Wenig später wurde der Boden wieder flacher; dafür war er nun übersät von einem Meer aus Kieseln. Zuerst dachte sie, die Decke darüber sei bei der Erschütterung eingebrochen, doch dann sah sie, dass Flechten und Moos die Steine überzogen. Der Splitt lag schon länger da, stammte von einem früheren Beben. Sie passte auf, dass sie so leise wie möglich über das Geröllfeld schlich.

Das Gluckern wurde immer lauter. Sie bemerkte die Wellen erst, als sie beinahe im Fluss stand: ein schmaler Strom, der sich zwischen dem Gestein hindurchwand. Wenn es draußen schüttete, mochte das Rinn-

sal zu einem reißenden Strom anschwellen. Die Felsen waren an dieser Stelle noch immer bemoost, jedoch nicht mehr am Boden festgewachsen. Neben einigen entdeckte sie Schleifspuren; vermutlich waren die Brocken beim letzten Hochwasser bewegt worden.

Sie folgte dem Strom. Dabei schlüpfte sie zwischen einzelnen Felsen hindurch, die halb so hoch waren wie sie. Hoffentlich stieß sie bald auf etwas, das den anderen weiterhalf. Sie rekapitulierte Teil zwei des Planes: Am wichtigen Punkt sollte sie den Telep befestigen, ein Gerät, das es den anderen ermöglichte, sogar durch die dicken Schichten aus Gestein hindurch etwas zu teleportieren. Zum Beispiel eine Kamera. Oder eine Bombe. Wenn sie nichts von besonderem Interesse fand, konnten sie damit immerhin noch einen Versuch mit einer Drohne starten, die ihnen weitere Einblicke in das Leben der Wesen gewährte.

Tara war jedoch fest entschlossen, eine besondere Entdeckung zu machen. Sie wollte den anderen zeigen, dass sie etwas taugte. Und da war noch etwas: Diese Viecher waren für den Tod ihrer Schwester verantwortlich. Auch wenn bisher die Traurigkeit überwogen hatte, fühlte sie nun, wie sie immer wütender wurde. Sie konnte förmlich die Hitze spüren, die von ihrem Körper ausging. Das gab ihr genug Energie, um sich einen dicken Schutzschild vorzustellen – eine Kugel, die sie umgab, während sie am Fluss entlang durch Schlick und über Flächen aus Moos und Kieselstapfte.

Sie war so sehr in ihrer eigenen Gedankenwelt gefangen, dass sie die Kante erst im letzten Moment bemerkte. Vor ihr endete das Plateau so abrupt, als hätte ein Riese den Stein mit einem Messer zerteilt. Die Flüssigkeit quoll über den Rand und landete weiter unten auf einer Terrasse aus Kalkstein. Wenn der Fluss mehr Wasser führte, musste diese Stelle ein tosender Wasserfall sein, der über viele Stufen bis ins Tal reichte.

Das Tal selbst ... Ihr Atem stockte; so unglaublich war der Anblick. Dort drängte sich Haus an Haus, Dach an Dach. Sogar kleine Fenster gab es, durch die fahles blaues Licht schien. Zwischen den Gebäuden schlängelte sich eine Straße entlang, führte tiefer in den Berg hinein bis zu einer Kuppel, in der blaue und gelbe Lichter tanzten.

Wenn es einen wichtigen Punkt gab, dann diesen!

Sie überzeugte sich davon, dass sich kein Akh Nokh nahe bei ihr befand, dann folgte sie dem gewundenen Pfad, immer an den Häusern entlang und unter die Fenster geduckt.

Aus dem Inneren der Gebäude hörte sie leises Vibrieren; dazu stieg ihr ein leichter, cremig-weißer Geruch in die Nase. Ob die dort drinnen gerade zu Abend aßen? Gerade, als sie meinte, niemand würde ihr begegnen, tauchte an der nächsten Biegung eine Gruppe von fünf Steinwesen auf. Sie versteckte sich im Schatten des Hauses zu ihrer Rechten und beobachtete die Unterirdischen. Die ließen sich durch nichts anmerken, dass sie sie bemerkt hatten, wirkten

jedoch aufgewühlt – vielleicht wegen des vorangegangenen Tumultes. Sie schritten rasch aus, sodass sie bald das obere Plateau erreicht hatten. Dieses schloss über eine Reihe von Treppen an die Straßen an. Tara sah der Schar weiter hinterher. Die fünf schienen in Richtung der Nester zu laufen, die sich mittlerweile beinahe außer Sichtweite befanden.

Beinahe. Als Tara sah, was sich tatsächlich auf dem Plateau befand, zuckte sie zusammen: Von ihr unbenutzt saßen Dutzende der Wesen in Felsspalten. Sie hatte sich die ganze Zeit über knapp unter ihnen bewegt, hatte nur die Mitte der Kaverne beobachtet, ohne auch nur zu ahnen, dass die anderen über ihr hockten. Nisteten, wie sie in Gedanken korrigierte. Sie hatte sich nur aufgrund ihrer Gabe bis hierher schleichen können. Der Glaube daran, unentdeckt zu sein, hatte ausgereicht. Wie sollte sie sich nur auf ihrem Rückweg sicher genug fühlen?

Sie verdrängte die Vorstellung daran, presste sich lieber noch enger an den Stein, bis sie das Gebäude zwischen sich und den Brütenden wusste; dann pirschte sie sich näher an die Kuppel heran.

Die blauen und gelben Lichter führten nun einen irren Tanz auf. Erst leuchtete die linke Seite golden, dann wechselte die Farbe, bis das Gebilde ganz von Blau ausgefüllt war. Schließlich vermischteten sich beide wieder, sodass ein Muster aus sich kreuzenden Linien entstand. Die Hülle der Kuppel bestand aus etwas, das an Acrylglas erinnerte, aber Tara konnte sich nicht vorstellen, dass die Wesen hier unten Kunststoff-

fe herstellten. Der Eingang lag der Straße zugewandt, war leicht zu erreichen; es gab auch keine Wachen. Dennoch zögerte sie. In ihrer Vorstellung war es fast unmöglich, unbemerkt in ein wichtiges Gebäude zu kommen. Gab es hier ein Äquivalent zu den menschlichen Iris-Scannern? Musste man sich ausweisen? Wenn, dann hatte sie keine Chance, eingelassen zu werden; da half ihr auch die Gabe nicht weiter. Sollte es dann einen Alarm geben, war sie geliefert.

Sofern sie sich vorher nicht einen Fluchtweg überlegte.

Sie duckte sich tiefer in den Schatten des angrenzenden Hauses und betrachtete den schmalen Pfad, der um die Kuppel herumführte. Vielleicht war es auch gar kein Pfad, sondern eine Art Vorgarten, denn bei näherem Betrachten entdeckte sie ein Sammelsurium von leuchtenden Pilzen, die geometrisch angeordnet waren. Hexenzirkel oder gärtnerisches Geschick? Dahinter fand sie das, wonach sie gesucht hatte: ein zwei Meter hohes Gewächs, hinter dem sie Deckung suchen konnte. Sie überschlug die Distanz zwischen diesem und der Pforte: Sie konnte in wenigen Sekunden die Seite erreichen. Es war machbar. Zumal sie nicht davon ausging, dass man sie sofort entdeckte. Mit ein wenig Glück würden die Unterirdischen das ganze danach für einen Fehlalarm halten.

Falls es überhaupt einen Alarm gab.

Dann ging ihr der Fehler im Gedankengang auf: Um die Kuppel zu zerstören, musste sie sie überhaupt nicht betreten. Es reichte völlig aus, die Apparatur der

Paraforce an der Rückseite anzubringen.

Beinahe hätte sie vor Erleichterung einen Seufzer ausgestoßen! Sie duckte sich noch etwas mehr, bis sie beinahe auf allen Vieren lief, und huschte dann zum Gewächs an der Seite des Gebäudes. Sie warf einen weiteren Blick zur Rückseite des Ganzen: Das Glück blieb ihr treu; dort befanden sich weitere Gebilde dieser Art. Von Nahem betrachtet schienen sie ganz und gar aus Stein zu bestehen. Hatte sich an dieser Stelle ein Bildhauer ausgetobt?

Gab es hier unten etwa eine ganze Zivilisation?

Zum ersten Mal regte sich ihr Gewissen. Doch dann erinnerte sie sich an den Tod ihrer Schwester, an die Gefahr, die für all die anderen Menschen in der Siedlung bestand. Wenn sie nichts unternahm, klebte das Blut dieser Leute an ihren Fingern.

Sie hangelte sich an der Steinskulptur vorbei, dann langte sie in ihre Westentasche. Die anthrazitfarbene Apparatur passte in ihren Handteller, konnte sich bei Bedarf jedoch ausdehnen. Sie löste die Haken auf der Unterseite, zog stattdessen die Saugnäpfe hervor. Zwei Meter weiter gab es eine Stelle an der Kuppel, die ringsum von Pilzen umgeben war. Dort drückte sie das Gerät an das Acrylglas.

Sofort färbte sich das Innere des Gebäudes blutrot. Wieder hörte sie Klickern von allen Seiten; Türen wurden aufgerissen, schlugen gegen die Außenwände; einige der Wesen stießen schrille Schreie aus.

Sie musste einen Alarm ausgelöst haben! Wie um alles in der Welt konnte sie unbemerkt davonschlei-

chen? Bei all dem Tumult konnte sie sich nie und nimmer vorstellen, unsichtbar zu sein!

Sie wagte einen flüchtigen Blick an der Steinskulptur vorbei – und erstarrte: Die gesamte Straße war voller Unterirdischer, die ihre Hände bereits erhoben hatten!

Wenn überhaupt, hatte sie eine Chance, auf der Rückseite des Gebäudes abzustiegen. Sie lugte in den Spalt, der sich einen Meter weiter durch das Plateau zog. Er schien nicht allzu tief hinabzuführen. Ihr blieb ohnehin keine Wahl; das Klickern war mittlerweile zu einem unablässigen Grollen angewachsen, so viele der Wesen eilten heran.

Tara aktivierte die Stoßdämpfer an ihren Stiefeln; dann sprang sie ins Unbekannte.

Kapitel 9

Sie prallte gegen den Felsen auf der gegenüberliegenden Seite, hatte jedoch Glück, denn sie rutschte zwar ab, jedoch landete sie gleich auf einem schmalen Vorsprung. Über ihr kreischten die Wesen nun, als hätte sie bereits die Kuppel in die Luft gesprengt. Sie hoffte, dass die Apparatur auf der Rückseite unbemerkt blieb.

Zunächst war jedoch wichtig, dass sie sich selbst rettete. Sie blickte abermals nach unten: Neben dem Vorsprung ging es drei Meter abwärts. Der Grund war nicht sehr weit entfernt, aber zu tief, um gefahrlos zu

springen. Auf der anderen Seite gab es jedoch einen weiteren Vorsprung, knapp unterhalb von dem Absatz, auf dem sie sich befand. Sie stützte sich an der gegenüberliegenden Wand ab, dann machte sie einen Schritt nach vorne. Das war nicht viel schwieriger, als von einem Sitzklotz zu steigen, jedoch ebenso nervenaufreibend wie eine gerade Linie auf einem Bergkamm entlangzuschreiten.

Sie balancierte über den Felsen, fand eine Nische darunter, kam auf einen weiteren Vorsprung. Von dem konnte sie sich hängen und dann fallen lassen. Trotz der Stoßdämpfer kam sie recht unsanft auf; ihr Knöchel protestierte. Sie hob den Fuß und bewegte ihn ein paar Mal hin und her, um zu sehen, ob sie sich ernsthaft verletzt hatte. Der Schmerz ließ jedoch rasch nach; sie hatte sich einfach vertreten, weil der Boden uneben war.

Erst im nächsten Moment registrierte sie, dass er nicht nur uneben, sondern auch voller Schlick war. Sie musste sich wieder im Flussbett befinden, diesmal ein gutes Stück weiter abwärts, unterhalb des Wasserfalls.

Die roten Lichter der Kuppel reflektierten an der Decke der Kaverne. Den Weg durch die Stadt konnte sie auf keinen Fall zurücknehmen, selbst wenn sie es schaffte, sich an der Wand neben den Kaskaden hochzuhangeln. Aber vielleicht gab es ja einen Weg in die andere Richtung? Hatten die Leute von der Paraforce nicht gesagt, dass die Unterirdischen viele Löcher in die Keller der Leute gegraben hatten? Musste es dann nicht zwangsläufig weitere Ausgänge geben? Oder

waren die Öffnungen alle mit dem gleichen Gangsystem verbunden, das sie weiter oben hinter sich gelassen hatte?

Sie nahm sich vor, dem Rinnsal weiter zu folgen. Zumindest konnte sie dort unten in der Dunkelheit abwarten, bis sich die Lage wieder etwas beruhigt hatte. Sie hoffte, dass das Signal wirklich durch die vielen Schichten von Fels und Ablagerungen kam. Irgendwas damit war transdimensional oder so; das hatte sie nicht ganz verstanden. Und da war noch etwas anderes gewesen. Etwas mit einem Zeitrahmen, der ihr blieb, sobald sie die Apparatur aktiviert hatte

...

Ihre Gedankengänge wurden jäh unterbrochen, als eine Explosion die Siedlung der Unterirdischen bis ins Mark erschütterte.

Das war es! Die Assistentin hatte sie angehalten, sich nach der Aktivierung des Apparats von der Stelle zu entfernen, da sie die Bombe zünden wollten. Was sie offenbar getan hatten. Das Kreischen in der Stadt, die sich nun mehrere Meter über ihr befand, steigerte sich in ein Crescendo. Das Chaos war perfekt.

Fehlte nur noch ihre Flucht.

Sie wartete nicht weiter ab, sondern rannte tiefer in den Gang hinein, den der Fluss aus dem Fels gefressen hatte. Immer wieder vibrierte der Boden unter ihren Füßen. Offenbar hatte die Explosion das Höhlensystem in den Grundfesten erschüttert. Oder die Unterirdischen rüsteten zum Gegenangriff, taten genau das, was die Paraforce hatte verhindern wollen. Spiel-

te sich über ihrem Kopf ein Kampf ab? Sie wünschte sich, mehr Zeit gehabt zu haben. Sie befand sich noch immer in einem emotionalen Ausnahmezustand; da war es für die anderen ein leichtes Spiel gewesen, sie zu manipulieren, sie für ihre Zwecke einzusetzen. War sie wirklich ein Bauernopfer, wie sie schon zuvor vermutet hatte? Dem Herrn von Bühren traute sie das durchaus zu, aber Herrn Barsch nicht. Nicht nach dem gemeinsamen Videoabend und den Unmengen an verputzten Chips!

Jedenfalls musste sie nun das Beste aus der Situation machen. Konzentrier dich auf die guten Dinge, hätte ihre Schwester nun gesagt. Was gab es also Positives? Fürs Erste: Sie war noch am Leben. Sie war nicht schwer verletzt. Der Weg führte sie weg von der einstürzenden Kaverne. In ihrer Tasche lag der Felszerstörer, mit dem sie ein Loch durch das Gestein bohren konnte. Sogar halbwegs sicher, da der Strahl so heiß war, dass er den Fels schmolz und zu einer Art Lava erstarren ließ, sodass es theoretisch (theoretisch, ha!) sicher war, sich hindurchzubewegen. Die anderen hatten ihr also einen Fluchtweg geschaffen.

Nur woher wusste sie, in welche Richtung sie gehen musste? Aufwärts? Oder einfach geradeaus, da das Haus ihrer Schwester auf dem Berg lag?

Sie entschied sich für die einfachste Richtung: Sie würde so lange dem Fluss folgen, bis es nicht mehr weiter ging; danach würde sie sich einfach durchbohren, bis etwas passierte.

Nach ein paar Minuten überlegte sie, wieder umzu-

drehen, doch das Klickern der Unterirdischen tönte noch immer gedämpft vom Eingang her, bis schließlich nur noch der Widerhall der Geräusche zu hören war. Irgendwann vermutete sie, dass sie sich die Klänge einbildete, doch ob diese nur in ihrer Vorstellung existierten oder real waren, machte im Endeffekt keinen Unterschied: Sie spürte mit jeder Faser ihres Körpers die Gefahr, die von der Siedlung ausging. Jede Richtung war besser, als dorthin zurückzugehen.

Der Wasserpegel stieg so allmählich, dass sie es zuerst gar nicht bemerkte. Sie wurde erst darauf aufmerksam, als ihr die Brühe über die Knöchel reichte. Stieg der Fluss an oder lag das am Gefälle? Sie beschloss, ausnahmsweise optimistisch zu sein und nahm an, dass sie bergab lief. Schließlich balancierte sie am Rand des Rinnsals entlang, um nicht allzu tief im Schlick zu versinken.

Gefühlt vergingen so Stunden, doch als sie auf die Uhr sah, zeigte diese gerade einmal fünfzehn Minuten später an. Das Wasser schwappte bis an den Rand des Ganges, obwohl dieser nun breiter wurde.

Dann begann der Fluss von innen heraus zu leuchten.

Erschrocken hielt Tara die Luft an. War das Gewässer an dieser Stelle radioaktiv? Würde sie der Anzug ausreichend schützen? Dann fiel ihr auf, dass das Leuchten keineswegs blau, sondern leicht gelblich war. Keine Scherenkopf-Strahlung also (wie sie das Phänomen in Gedanken noch immer nannte). Wo kam das Leuchten also her?

Vorsichtig setzte sie Fuß vor Fuß, bis sie näher an die Lichtquelle kam. Gab es hier Leuchtfische? Sie hielt schützend einen Arm vors Gesicht, mit dem anderen klammerte sie sich an die Vorsprünge im Fels, konnte jedoch keine Lebewesen im Wasser ausmachen. Stattdessen fiel ihr das charakteristische netzartige Muster auf, das sich auf dem Boden des Flusses abzeichnete. Sie hatte so etwas schon mal gesehen, allerdings ergab das hier unten überhaupt keinen Sinn. Es sei denn ...

Ihr Herz klopfte lauter, als sie dem Strahlen folgte, den Reflexionen auf dem Wasser, die wie Perlen über die Oberfläche tanzten. Etwas surrte neben ihrem Ohr, doch sie war zu fasziniert von dem Lichtspiel, um irgendetwas anderem Beachtung zu schenken. Den Luftzug bemerkte sie auch erst, als sich der Strahlentanz ausweitete. Sie blickte nach oben. Zu ihrem Erstaunen wucherte dort Knöterich, in dichten Büscheln, rankte über den Stein, fiel bis fast auf die Wasseroberfläche. Das Summen ertönte ein zweites Mal; jetzt blickte sie hinterher: Dort sauste eine Libelle durch die Luft, stieß beinahe mit den Schlingpflanzen zusammen und zischte dann davon.

Was machte das Insekt in der Höhle? Der Fehler in ihrem Gedankengang wurde Tara erst bewusst, als sie durch die grünen Gardinen ging: Vor ihr tröpfelte das Rinnsal in einen Weiher. Links und rechts davon wuchsen Weiden, hinter einem Zaun graste eine Kuh.

Sie hatte einen Weg nach draußen gefunden! Sie widerstand der Versuchung, dem Tier einen Freuden-

kuss aufs weiche Maul zu drücken, wählte stattdessen rasch Stoatans Nummer.

Es dauerte nur Sekunden, bis der abnahm. »Tara, bist du das?«

»Lebendig und unter freiem Himmel! Melde mich zurück.«

»Scheiß auf die Meldung! Bin ich froh, dass du es raus geschafft hast! Wir haben uns schon solche Sorgen gemacht. Der obere Teil der Höhle ist komplett eingestürzt, als wir die Bombe gezündet haben. Ich wusste nicht, dass das Ganze so instabil war! Wo um alles in der Welt bist du?«

Sie sah sich um. Hinter der Kuh wuchsen Apfelbäume; dazwischen konnte sie vage ein Gehöft erahnen. »Kein Plan. Habt ihr keinen Peilsender?«

»Natürlich! Wie konnte ich den nur vergessen! Warte ein wenig; wir holen dich ab. Und dann musst du uns alles erzählen. Und zwar en détail!«

Kapitel 10

Sie konnte kaum glauben, dass sie vor wenigen Minuten noch im Inneren des Berges gesteckt hatte. Mit ein paar Keksen und – noch viel besser! – mit sanfter Sommerluft zum Atmen, die endlich nicht mehr nach Stein roch, ließ es sich gut berichten.

»Und dann hast du die Apparatur an der Kuppel befestigt?«, fragte Stoatan gerade, als sie einen besonders großen Happen von einem Keks mit Schokostü-

cken nahm.

»Mapp ichm. Ich meine: Hab ich. Die Kugel leuchtete so, als ob sie was Besonderes wäre. Habt ihr darüber schon irgendwelche Daten sammeln können?«

»Eine Menge. Und jetzt halt dich fest: Teile davon scheinen aus dem All zu kommen!«

»Außerirdische Unterirdische also?«

»Könnte man sagen. Aber am wichtigsten ist, dass wir nun ihren großen Schwachpunkt kennen: Phosphorsäure. Die Paraforce ist dabei, ihre Gänge zu versiegeln und seismische Überwachungsgeräte aufzustellen, damit wir mitbekommen, wenn sie irgendwo durchbrechen wollen.«

»Aber sie lassen sie weiter in ihrer Kaverne wohnen?«

»Man bemüht sich weiter um Verständigung. Vielleicht bekommen sie noch raus, wieso sie uns auf einmal angegriffen haben.«

»Ist schon merkwürdig. Da haben sie eine komplette Siedlung dort unten, und plötzlich ziehen sie gegen uns in den Krieg.«

»Das herauszubekommen, ist eine andere Aufgabe. Jetzt feiern wir erst einmal deine erste bestandene Mission. Willkommen bei Paraforce! Naja, zumindest bei der Sonderkommission, die Leute wie dich immer brauchen. Ich habe dich schon bei unserem obersten Chef in New York vorgestellt und unser guter Dr. Singh möchte dich bald kennenlernen und im wahrsten Sinn des Wortes auf Herz und Nieren prüfen.«

»Darauf stoßen wir an!«, tönte Herr Barsch und ließ

einen Sektkorken knallen.

ENDE